

Anna-Katharina HÖPFLINGER, Schlangenkampf. Ein Vergleich von ausgewählten Bild- und Textquellen aus dem griechisch-römischen und dem altorientalischen Kulturraum. Zürich: Theologischer Verlag 2010, 424 S., Abb.

Die Auseinandersetzung mit den jeweils spezifischen Deutungsmöglichkeiten und eigenständigen Leistungen von Bildern und Texten ist – gerade auch in der Gegenüberstellung dieser beiden ‚Medien‘ – in den letzten Jahren vielfach zum Thema gemacht worden.¹ Auch wenn vereinzelt immer noch das Bild auf die Illustration zum Text oder umgekehrt der Text auf eine Bilderklärung reduziert wird, so hat sich doch zunehmend die Auffassung von einer komplementären Aussagekraft dieser verschiedenen kulturellen Ausdrucksformen durchgesetzt, mit jeweils eigenständigen Methoden zur historischen Interpretation. Ein weiteres, zur Zeit aktuelles Forschungsfeld beschäftigt sich mit den Formen des Kulturaustausches und des Kulturkontaktes. Gerade aus der Perspektive der ‚klassischen‘ Altertumswissenschaften sind hier ebenfalls in den letzten 20 Jahren große Fortschritte erzielt worden. Neben der bloßen Feststellung von Einflüssen wurden zunehmend auch die Mechanismen von Austauschprozessen analysiert. Während beispielsweise für die orientalisierende Phase der griechischen Kultur des 8. bis frühen 6. Jhs. v. Chr. eine Vorbildwirkung vorderasiatischen und ägyptischen Formengutes schon lange bekannt ist, haben sich in jüngerer Zeit auch zunehmend Forschungsergebnisse durchgesetzt, die mit kulturübergreifenden Deutungsmustern Einflüsse jeweils aus den historischen Prozessen heraus zu verstehen suchen.² Ähnliches gilt für andere antike Epochen.

Diese beiden Ansätze – den Vergleich von Text und Bild sowie eine kulturübergreifende Perspektive – nimmt Anna-Katharina Höpflinger (H.) in ihrer religionswissenschaftlichen Arbeit zum Schlangenkampf auf. Im Folgenden soll ihre Arbeit aus dem Blickwinkel der bildwissenschaftlich orientierten Archäologie betrachtet werden, dem Umgang mit den Bildern kommt daher ein besonderes Augenmerk zu.

H. differenziert drei „Fragespektren“: Inhaltlich „steht der Kampf einer Gottheit mit einem Schlangenwesen im Zentrum. Auf der methodischen Ebene

¹ Vgl. stellvertretend für viele aus dem Bereich der Klassischen Archäologie: L. Giuliani, Bild und Mythos. Geschichte der Bilderzählung in der griechischen Kunst (München 2003). Zu bildspezifischen Fragen: T. Hölscher, Bildwerke: Darstellungen, Funktionen, Botschaften, in: A.H. Borbein/T. Hölscher/P. Zanker, Klassische Archäologie. Eine Einführung (Stuttgart 2000) 147-165, auf den sich auch die Autorin vielfach bezieht.

² Auch hier seien nur stellvertretend genannt: W. Burkert, Die Griechen und der Orient. Von Homer bis zu den Magiern (3. Aufl. München 2009); A.C. Gunter, Greek Art and the Orient (Cambridge 2009) mit einer ausführlichen Forschungsgeschichte.

stellen sich Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen eines religionswissenschaftlichen Vergleichs zwischen Bildern und Texten. Auf der theoretischen Dimension steht die Suche nach möglichen Relationen und Wechselwirkungen der religiösen Kodierungsebenen Text und Bild im Blickwinkel der Arbeit“ (S. 11). Ziel sei es, anhand des Materials zum Kampf einer Gottheit mit einem Schlangwesen „die unterschiedlichen religiösen Orientierungsleistungen von Bildern und Texten als zwei verschiedene Aspekte religiöser Symbolsysteme zu beleuchten und einen Teil antiker religiöser Orientierung anhand heute noch erhaltener Quellen zu rekonstruieren“ (S. 11).

H. hat sich drei mythologische Themen aus dem Bereich des Schlangenkampfes ausgesucht, zu denen sie jeweils Bild- und Textquellen vorstellt: Es handelt sich um den Kampf des Zeus gegen Typhon (Teil II der Arbeit), die Erschießung Pythons durch Apollon (Teil III) und Marduks Kampf gegen Tiamat (Teil IV). Diesen Fallbeispielen geht eine ausführliche Einleitung voraus (Teil I), abschließend werden die Resultate unter dem Titel „Bilder und Texte als Teile komplexer Netzwerke“ zusammengefasst (Teil V). Anhänge liefern zusätzliches Bildmaterial – neben den Abbildungen im Text – sowie Übersetzungen bzw. Zusammenfassungen der Texte.

In der ausführlichen Einleitung werden neben den Zielen die Vorgehensweisen und Methoden erläutert. Der Begriff „Schlangenkampf“ wird von H. als „Kampf einer Gottheit mit einem Schlangwesen“ verstanden. Bei letzterem handelt es sich um „eine monströse Schlange oder ein mit Schlangenkompartmenten ausgestattetes Mischwesen“ (S. 14). Vom geläufigen Begriff „Drachenkampf“ nimmt H. Abstand, da die auf den griechischen Begriff *drakon* zurückgehende Bezeichnung für die vorderasiatischen Quellen unpassend sei; zudem werde der Begriff in der Forschung oft einer christlichen Prägung unterworfen und sei auch weniger gut auf die Bilder anzuwenden (S. 15). Die folgende ausführliche Auflistung der wissenschaftlichen Arbeiten zu diesem Thema (S. 15-24) bezieht aber auch Publikationen zum „Drachenkampf“ mit ein und schlägt den Bogen zu neueren kulturvergleichenden Arbeiten.

Bilder und Texte werden von H. als „Medien von Religion“ bezeichnet (S. 24), die nach den „Regeln eines kulturellen Kontextes entschlüsselt werden müssen“ (S. 27). Zugleich betont sie, dass dieser Blick auf die Kulturen sehr stark „von unseren heutigen Weltanschauungen und Vorstellungen geprägt“ ist (S. 26) und daher auch „die Frage nach dem heutigen Verwendungszusammenhang des zu untersuchenden Materials gestellt werden“ solle (S. 37). In Anlehnung an C.W. Morris, F. Stolz, T. Hölscher und andere wird ein semiotischer Zugang zu den Quellen gewählt, der in drei Stufen vorgeht: Der Semantik, der Syntax (Syntaktik) und der Pragmatik. H. unterteilt jede Betrachtung eines einzelnen Textes oder Bil-

des sowie auch alle vergleichenden Analysen jeweils in eine semantische, syntaktische und pragmatische Dimension, die sie als „Resonanzräume“, „Konstellationen“ und „Verwendungszusammenhänge“ bezeichnet (S. 40-42 u.a.). Diese drei Stufen bilden das Gerüst für alle folgenden Kapitel der Arbeit und seien daher kurz vorgestellt, wieder mit einem besonderen Blick auf die Bilder. Der semiotische Ansatz ist dabei nachvollziehbar, kommt aber in der schematischen Anwendung auch an seine Grenzen.³ Besonders bei den Bildern überlagert er in dieser genannten Aufteilung andere Vorgehensweisen.

Die Kapitel zu den „Resonanzräumen“ umfassen sowohl die einfachen Sachbeschreibungen (s. dazu S. 51) als auch die ikonographischen Benennungen der Figuren und deren weiterführende Bedeutung („auf Bedeutungsfelder verweisende Elemente“ S. 40). Hier werden verschiedene methodische Vorgehensweisen angedeutet: die ikonographische Benennung, die auf dem Vergleich zwischen den Bildern oder zwischen Bild und Text basiert, und die ikonologische Deutung – die Konnotation des Objektes –, die sich vor dem historischen Hintergrund erschließen kann.⁴

Unter den „Konstellationen“ – gemeint sind die „syntaktischen Dimensionen“ – werden dann in einem zweiten Schritt „die einzelnen semantischen Bild-/Textelemente zusammengefügt und ihre Verbindung zueinander betrachtet“ (S. 41). Die Syntaktik bezieht sich auf das Verhältnis der Zeichen zueinander und damit auf die Struktur des Zeichensystems. H. versteht dabei das einzelne Bild als Zeichensystem. Folgerichtig analysiert sie unter „Konstellationen“ die Figuren eines Bildes in ihrer Relation zueinander – beispielsweise Zeus und Typhon –, um „mögliche Kontraste und Ähnlichkeiten zwischen den beiden Hauptfiguren des Bildes“ in den Blick zu nehmen (S. 56). Speziell bei Bildwerken muss aber das gesamte System der Formen berücksichtigt werden, um zu einer Deutung zu kommen, dazu gehören Stil, Typologie und die sequentiellen bzw. narrativen Strukturen.⁵ Die ersten beiden Kategorien, Stil und Typologie, sind aber wiederum nur vor dem Hintergrund übergeordneter Vergleiche wirklich deutbar. Hier entstehen Unschärfen in der Arbeit, weil solche Vergleiche fehlen. Nachvollziehbar sind die Überlegungen zum „nar-

³ Hölscher a.O. 163 verweist auf die „Schwierigkeiten und Grenzen der Anwendung semiotischer Modelle auf Bildwerke“, da die Semiotik „aufgrund ihrer Entstehung aus der Linguistik vielfach stark vom Modell der Sprache geprägt“ ist.

⁴ Vgl. dazu grundlegend E. Panofsky, *Studies in Iconology. Humanistic Themes in the Art of the Renaissance* (New York 1939) 3-32; E. Kaemmerling (Hrsg.), *Bildende Kunst als Zeichensystem*, Bd. 1: Ikonographie und Ikonologie. Theorien, Entwicklung, Probleme (Köln 1979); J.K. Eberlein, *Inhalt und Gehalt: Die ikonografisch-ikonologische Methode*, in: H. Belting u.a. (Hrsg.), *Kunstgeschichte. Eine Einführung* (7. Auflage Berlin 2008) 174-197; Hölscher a.O. 160-164.

⁵ Vgl. Hölscher a.O. 161.

rativen Programm“, konkret, „wie einzelne Textelemente einen Transformationsprozess im Text vorantreiben“ (S. 41). Bei Bildern stelle sich die Frage, „ob sie eine Bildabfolge, also eine explizite Transformation, eine Momentaufnahme eines Geschehens mit einem implizierten Transformationsprozess oder etwas gänzlich Statisches zeigen“ (S. 41). Ebenfalls zu den „Konstellationen“ zählt der „Kontext“ des Bildes oder des Textes, zunächst bezogen auf den Bildträger (die weiteren Bilder auf der Vase) oder das literarische Werk.

Schließlich erfolgt jeweils abschließend in den Abschnitten zu den „Verwendungszusammenhängen“ (pragmatische Dimension) die weitergehende Kontextualisierung: Abfassungskontext des Textes, Produktionsbedingungen der Bilder, Einzelpersonlichkeiten hinter den Texten oder Bildern, Funktionen der Bildträger bzw. des literarischen Gesamtwerkes und – als eigener Schwerpunkt – die Frage nach den Verwendungszusammenhängen, wobei letzteres ausdrücklich auch die heutigen Verwendungszusammenhänge mit einschließt (S. 42). Das sind sehr viele gute Fragen und Ansätze; letztlich sind es aber zu viele, um ihnen in einer einzelnen Monographie profund nachzugehen.

Am ausführlichsten wird dem hier vorgestellten Fragesystem im zweiten Teil der Arbeit der Kampf des Zeus gegen Typhon unterworfen (S. 49-174). Exemplarisch werden eine Chalkidische Hydria aus Vulci des 6. Jhs. v. Chr. (heute München SA 596), Schildbandreliefs aus Olympia, ebenfalls aus dem 6. Jh. v. Chr., Passagen aus Hesiods *Theogonie* (Vers 820-868) um 700 v. Chr. sowie aus Nonnos' *Dionysiaka* (1,154-2,712) des 5. Jhs. n. Chr. behandelt. In jeweils eingeschobenen Kapiteln stellt H. weitere Bilder und Texte zum Zeus-Typhon-Motiv vor. Bezüglich der Bilder betont sie die Gegensätzlichkeiten, die sich in den Figuren von Typhon und Zeus ausdrücken. Typhon könne als „Gegenweltwesen“ bezeichnet werden. Seine Mischform aus menschlichem Körper, Flügeln und Schlangenbeinen zeige neben dem anthropomorphen Konzept seine Relation zu Elementen wie Erde und Winden (S. 112f.). Die Mischgestalt sei negativ konnotiert, sie könne „deshalb als ein mit einer negativen Wertung besetztes, aber äußerst mächtiges Wesen gedeutet werden“ (S. 113). Die Stärke des Typhon überhöhe die Tat des Zeus als Garanten der Weltordnung. Allerdings bleibt Typhon in den Bildern inaktiv bzw. beschränkt sich auf die Geste der Unterwerfung. Damit implizieren die Bilder einen Transformationsprozess, der aus der Kampfsituation heraus bereits auf den Ausgang verweist und damit auf Zeus als Sieger und auf die Ordnung des Universums (S. 115f.).

In Hesiods *Theogonie* ist der Kampf gegen Typhon Teil eines Sukzessionsmythos, der zur Herrschaft des Göttervaters Zeus führt (S. 117-137). Typhon wird bei Hesiod als ein Monster mit hundert Schlangenköpfen und den Fähigkeiten, Tierlaute nachzuahmen, beschrieben. H. betont, dass Typhon hier den

wilden und auch für den Menschen zerstörerischen Aspekt der Natur verkörpert (S. 121). Dem Chaotischen und Unkontrollierbaren tritt Zeus als Erschaffer und Bewahrer der bestehenden Ordnung entgegen. Auch die Waffen des Zeus – Donner und Blitz – symbolisieren für den Menschen gefährliche und unkontrollierbare Wetterphänomene, doch Zeus beherrscht sie. Seine Figur steht für den geordneten Aufbau der Welt, der auch die Grundlage für die Rechtsordnung der Menschen bildet (S. 122). Hesiods Sicht auf den Mythos wird von der Idee eines Zivilisationsprozesses geleitet, die letztlich auch den Menschen ihren Platz zuweist. Hier ist die Antinomie von Ordnung und Chaos, Zivilisation und Wildnis, Kultur und Natur erkennbar, die für Teile des frühen Griechenlandes so symptomatisch ist. Auch bei Nonnos (S. 138-158) will Typhon den Kosmos erschüttern und die Ordnung umdrehen, auch hier ist sein Aussehen eng mit dem Bereich der wilden Tiere und der unkontrollierbaren Welt verbunden (S. 144). Doch H. zeigt zu Recht die Unterschiede auf: Die Weltordnung ist bei Nonnos als bereits „bestehende und funktionierende Monarchie“ konzipiert, die Typhon usurpieren will (S. 146), sein Handeln ist „nicht nur auf Zerstörung bedacht“ (S. 144). Es geht hier weniger um den Aufstieg von Zeus gegen die Mächte des Chaos, als mehr um die Verteidigung der Machtverhältnisse. Entscheidend ist darüber hinaus die Einbindung der Typhon-Geschichte in das Gesamtwerk der *Dionysiaka*. Denn Nonnos verbindet den Typhonkampf mit der Figur des Kadmos, dem Vorfahren des Dionysos. Der Text zielt auf den Anbruch „eines neuen Zeitalters, charakterisiert durch Dionysos“ (S. 152). Zwischen Hesiod und Nonnos liegen ca. 1200 Jahre. Kulturhistorisch sind beide Texte in ihrer jeweiligen Zeit völlig unterschiedlich zu bewerten. Hier hätte man als Leser gerne mehr erfahren. So liegen besonders zu Hesiod und seinem altorientalischen Hintergrund umfassende Arbeiten von M.L. West und seiner Schule vor. Zwar werden diese und andere Arbeiten zitiert und H. geht auch kurz auf vorderasiatische Vorbilder ein (S. 164-166), doch werden die Vergleiche nicht konsequent ausgewertet.⁶

Im dritten Teil der Arbeit behandelt H. „Pythons Erschießung durch Apollon“. Zunächst werden wieder Bilder vorgestellt: eine schwarzfigurige Lekythos aus Athen um 500 v. Chr. (Paris, Bibliothèque Nationale/Cab. Méd. 306) zeigt den Knaben Apoll in den Armen seiner Mutter Leto, wie er mit Pfeil und Bogen auf eine Schlange in einer felsigen und palmenbesetzten Landschaft zielt (S. 176-185). Ein Wandgemälde im Haus der Vettier in Pompeji hat einen Omphalos mit Schlange zum Thema. Ein Opferstier wird herangeführt, ein Priester (?) beobachtet die Szene, rechts spielt Apollon neben seiner Schwester Diana auf einer Leier (S. 185-199). Das Bild zeige nach H. „die Siegesfeier des Apollon über die tote Pythonschlange“ als

⁶ Vgl. M.L. West, *The East Face of Helicon. West Asiatic Elements in Greek Poetry and Myths* (Oxford 1997) 276-333.

eine „Mischung der kultisch-rituellen und der mythologischen Ebene“ (S. 190). Weitere Bildbeispiele folgen aus den verschiedenen Epochen, von Vasen über Münzen zu etruskischen Spiegeln (S. 199- 208). Als Fazit dieser „zufälligen Zusammenstellung“ (S. 208) sieht H. „Apollon mit Jugendlichkeit, mit einer klaren göttlichen und sozialen Ordnung sowie mit den Kampfkünsten verbunden“, während „Python als monströse Schlange [...] mit der Erde, der wilden Natur und dem Verborgenen konnotiert“ sei (S. 212f.). Den Bildern stellt H. als Texte den Homerischen Hymnus an Apollon (Vers 300-304; 356-374) sowie Hygins Fabeln (Kapitel 140) zur Seite. Im Homerischen Hymnus (S. 216-235) liegt der Fokus weniger auf dem Kampf als vielmehr auf dem Sterben und Verfaulen des Monsters. Auch hier sei – wie bei Hesiods Typhonkampf – die nun weibliche „Drachin“ (S. 222f.) Ausdruck von Chaos und Tod. Die Überwindung des „Monsters beseitigt das Übel und bringt wieder Ordnung in das Leben der betroffenen Menschen“ (S. 222). Der Konflikt zwischen göttlicher Ordnung und der für den Menschen gefährlichen Natur wird durch Apollon entschieden. Apoll stellt nicht nur die Ordnung wieder her, er regelt auch den Opferkult an dem Ort der Entscheidung, der zu seinem eigenen Heiligtum von Delphi wird. Dieser „Transformationsprozess von einem instabilen zu einem [...] stabilen Zustand“ (S. 226) ist auch Teil der Aufstiegsgeschichte des Gottes. Zugleich wird in dem Hymnus die Tat mit dem Typhonkampf des Zeus verbunden und so die Ordnung schaffende Tat Apollons in die von Zeus geschaffene kosmische Ordnung gestellt (S. 222f.). Der Römer Hygin setzt ganz andere Schwerpunkte (S. 235-243): Python, Sohn der Erde und gewaltige Schlange, besaß vor Apollon das Orakel auf dem Parnass und konnte es auch nutzen. Python war damit hier keineswegs nur mit dem Chaos verbunden. Auch spielt der eigentliche Kampf bei Hygin keine besondere Rolle. Es wird vielmehr ein auf einem göttlichen Schicksalsspruch – H. spricht von einem „Zirkelschluss“ (S. 237) – basierender Generationskonflikt beschrieben, der zugleich die für Apollon wichtigen geographischen Größen Delos und Delphi zueinander in Beziehung setzt (S. 240). Gerade diese verschiedenen Mythenvariationen zeigen erneut, dass eine historische Kontextualisierung das Verständnis dieser so unterschiedlichen Werke erweitern würde.

Der Kampf Marduks gegen Tiamat bestimmt den vierten Teil der Arbeit. Vorangestellt werden hier „Gedanken zu Wechselwirkungen zwischen dem griechisch-römischen und dem vorderasiatischen Kulturraum“ (S. 260-264). In einem kurzen Blick auf ältere Forschungen sieht H. zu Recht, wie sehr „die Grenzen der beiden Kulturräume [...] vor allem der Forschungsgeschichte zuzuschreiben“ sind (S. 260) und betont ebenfalls richtigerweise, dass sich in der jüngeren Forschung die Stimmen häufen, die zwischen den beiden Kulturräumen einen „wechselseitigen und komplexen Austausch auf verschiedenen Ebenen“ sehen (S. 263). Doch auch hier hätte man gerne mehr erfahren. Gerade für das 8. bis 6. Jh. v. Chr. liegen viele Arbeiten aus den letzten Jahren

vor, die besonders aus archäologischer und althistorischer Sicht Modelle für den Prozess des Kulturkontaktes beschreiben.⁷ Wichtig ist, dass der Prozess der Wechselwirkungen zwischen den Kulturen von zeitspezifischen Faktoren abhängt und vor den entsprechenden historischen Hintergründen analysiert werden muss. Die Wechselwirkungen zwischen Griechenland und Vorderasien im 7. Jh. v. Chr. sind andere als im Hellenismus und in römischer Zeit.

Bedenkt man die sehr unterschiedlichen Rahmenbedingungen, dann verwundert es, wenn H. in ihrem Bildteil als Beispiel für den vorderasiatischen Kulturraum ein griechisch-römisch beeinflusstes Relief des 1. Jhs. n. Chr. aus dem Bel-Tempel in Palmyra heranzieht. Das Thema des Reliefs – der Kampf Marduks gegen Tiamat – findet enge Parallelen im Zeus-Typhon Kampf. Auf diesen Kampf bezogen hatte H. den Schwerpunkt auf Bilder der archaischen Phase Griechenlands gelegt. Der Typhon-Mythos, weniger die Bilder direkt, war wiederum abhängig von altorientalischen Mythen. Natürlich gehört alles zusammen und die Ebenen kreuzen sich zwischen Texten und Bildern, griechischer und vorderasiatischer Kultur. Welche konkreten Wechselwirkungen sich aber ergeben und unter welchen zeithistorischen Voraussetzungen sie stattfinden, bleibt unklar.

Das palmyrenische Relief (S. 264-284) schmückte einen Querbalken im Peristyl des Bel-Tempels. Es zeigt ein Mischwesen aus menschlichem Oberkörper und fünf Schlangenkörpern als Unterleib, das von einem Wagenkämpfer und einem Reiter angegriffen wird. Rechts davon betrachten sechs statische Figuren das Geschehen. Die Deutung des Reliefs ist nicht unproblematisch. In Anlehnung an ältere Literatur sieht H. hier die Besiegung der Tiamat durch Marduk-Bel und Nabu (S. 283). Der Kampf Marduks gegen Tiamat ist aus dem babylonischen Welterschöpfungsepos *Enūma eliš* bekannt. Die Argumentation der Bildinterpretation verläuft in etwa folgendermaßen: Aufgrund der Weihung des Bel-Tempels am 6. Nisan wird geschlossen, dass das mesopotamische Neujahrsfest, das aus Babylonien übernommene Akītu-Fest, im 1. Jh. n. Chr. noch in Palmyra gefeiert wurde (S. 267f.). Über die Präsenz des Festes wird auf einen möglichen babylonischen Inhalt des Reliefs geschlossen. Welche Rolle dieses stark auf das babylonische Königtum fokussierte Fest und auch der babylonische Marduk-Mythos in Palmyra gespielt haben könnten, bleibt dabei unsicher. H. weist zu Recht auf die Gefahr eines Zirkelschlusses hin, denn das Relief wird als Quelle für die Präsenz des babylonischen Mythos und Festes in Palmyra angeführt, die Deutung des Reliefs beruht aber eben auf dieser Präsenz des Festes (S. 268). Es ist auffallend, dass H. keine weiteren

⁷ Eine jüngere Zusammenstellung des Forschungsstandes findet sich beispielsweise bei A.C. Gunter, *Greek Art and the Orient* (Cambridge 2009).

ikonographischen Parallelen aus dem vorderasiatischen Raum anführt, um das Bild aus der östlichen Tradition heraus zu erklären und zu deuten. Tatsächlich lassen sich solche mythologisch-narrativen Bilder des Kampfes Marduks gegen Tiamat im altorientalischen Kulturraum nur schwer rekonstruieren.⁸ Vielleicht sagt das etwas über die sehr eigenen Bildvorstellungen in Vorderasien vor dem Hellenismus aus.⁹ Das Relief aus Palmyra ist auf jeden Fall bereits eine griechisch-römische Form der Visualisierung. Die schlangenleibige Figur der sog. Tiamat erinnert an die griechischen Bilder des Typhon, ebenso aber auch an die Ikonographie der Skylla (S. 272). Unter den seitlich stehenden Göttern erkennen wir Herakles, der vermutlich mit der babylonischen Gottheit Nergal gleichgesetzt wird (S. 270f.). Auch für die von H. betonte Trennung des Bildes in eine „Momentaufnahme“ und in eine „statische Aufreihung unterschiedlicher Helfergestalten“ (S. 277) könnten bezüglich des hier „implizierten narrativen Ablaufs“ Beispiele aus der römischen Kunst angeführt werden.¹⁰ Der Fall zeigt also, wie vorderasiatische Mythen hellenistische Formen erhalten. H. betont gleichzeitig aber zu Recht die lokale Bedeutung des Reliefs, in dem die hier dargestellten Gottheiten durch ihre Anordnung auf verschiedene Kulte und Tempel in Palmyra hinweisen (S. 284).

Dem Bild aus Palmyra stellt H. den mesopotamischen Welterschöpfungsmythos *Enūma eliš* (Kap. IV 93-103) zur Seite (S. 284-300). Dieses wohl im späten 2. Jahrtausend v. Chr. entstandene Werk beschreibt den Aufstieg des Gottes Marduk und diene dem babylonischen Königtum zur Legitimation der eigenen Welt-herrschaft. H. betont auch hier den Prozess der Transformation zwischen den Kategorien „labil“ und „stabil“ (S. 291). Der Bezug zum palmyrenischen Relief bleibt dabei eher lose. Auf textlicher Ebene wäre eine Vertiefung des Vergleiches zwischen *Enūma eliš* und Hesiods *Theogonie* sinnvoll.

⁸ Vgl. dazu besonders die Arbeiten von A. Green, in: RIA 8,7/8 (1997) s.v. Mythologie B.I 572-584; allgemein zu Mythenbildern: A. Green, *Ancient Mesopotamian Religious Iconography*, in: J.M. Sasson, *Civilizations of the Ancient Near East III* (New York 1995) 1837-1855; A. Green, *Myths in Mesopotamian Art*, in: I.L. Finkel/M.J. Geller (Hrsg.), *Sumerian Gods and their Representations*. Cuneiform Monographs 7 (Groningen 1997) 135-158, besonders 143f. Zu Marduk: P. Bartl, Marduk, in: J. Eggler/C. Uehlinger (Hrsg.), *Iconography of Deities and Demons: Electronic Pre-Publication*: http://www.religionswissenschaft.uzh.ch/idd/prepublications/e_idd_marduk.pdf (letzte Durchsicht: 5. Januar 2009).

⁹ Zum Bildbegriff im Orient: D. Bonatz, Was ist ein Bild im Alten Orient? Aspekte bildlicher Darstellung aus altorientalischer Sicht, in: M. Heinz/D. Bonatz (Hrsg.), *Bild – Macht – Geschichte. Visuelle Kommunikation im Alten Orient* (Berlin 2002) 9-20; A. Gräff/N.C. Ritter, Mischwesen in Babylonien und Assyrien, in: L. Winkler-Horaček (Hrsg.), *Wege der Sphinx. Monster zwischen Orient und Okzident* (Rahden/Westf. 2011) 52-54.

¹⁰ Vgl. T. Hölscher, Die Geschichtsauffassung in der römischen Repräsentationskunst, *JdI* 95, 1980, 265-321.

Der fünfte Teil der Arbeit fasst die Ergebnisse zusammen. Die Gemeinsamkeiten der Bildquellen bestehen darin, dass es sich um „den Kampf eines siegreichen, anthropomorphen Gottes gegen ein negativ konnotiertes, aber mächtiges Schlangewesen“ handle. Der Gott ist positiv konnotiert, wird aber zum Teil auch mit „unkontrollierbaren Elementen verbunden“ (S. 308). Das Monster stehe für unterschiedliche Bereiche der wilden Natur oder „anderer für den Menschen unkontrollierbarer Größen“ (S. 309). Bei „ihren Verweisen auf die Bedeutungsfelder“ operieren die untersuchten Bilder „mit geregelten ikonographischen Elementen“, die H. als „Stereotypen im Sinne eines in unterschiedlichen Kontexten gleich bleibenden Musters mit identischem Verweis“ bezeichnet, die „in der jeweiligen Gesellschaft einem bestimmten Bedeutungsfeld zugeordnet werden“. Bei allen untersuchten Bildern blickt der Betrachter „von aussen auf die präsentierte Szene“ (S. 310). Bezüglich des dargestellten Augenblicks im Kampfablauf zeigen die Bilder keine Gemeinsamkeiten, Momentaufnahmen oder statische Szenen sind möglich. Auch der Kontext variiert von Quelle zu Quelle (S. 311). Der Vergleich zwischen den Texten läuft zunächst auf ähnlich allgemeine Aussagen hinaus. Die jeweilige Geschichte ist Teil eines Transformationsprozesses zwischen den Kategorien „labil“ und „stabil“ (S. 320) und zugleich Teil eines größeren „Programms“, in dem der Weg zur Herrschaft eines jungen und aufstrebenden Gottes (Zeus, Apollon, Marduk) beschrieben wird (S. 321).

Da Bilder und Texte nach „semantischen Aspekten“ bereits ausgewählt wurden, verwundert es nicht – wie H. selbst betont –, dass sich Ähnlichkeiten zwischen beiden ‚Medien‘ ergeben (S. 327). Interessant wären aber gerade die Unterschiede, wie sie sich zum Beispiel in den Beschreibungen der Monster zeigen. Hier weichen die Texte zum Teil deutlich von den Bildern ab. Wichtig wäre in diesem Zusammenhang auch eine Untersuchung zu den spezifischen Möglichkeiten und Grenzen von Texten und Bildern sowie zu jeweils zeitspezifischen literarischen und visuellen Konventionen. Erst so kann der Vergleich auf eine differenziertere Art und Weise fruchtbar werden. Zwar versucht H. unter dem Begriff „Konstellationen“ (S. 330-335) bestimmte Eigenheiten von Text und Bild hervorzuheben (Bilder als Momentaufnahmen, zum Teil mit zeitlosen Elementen, Textabschnitte als Teil eines größeren narrativen Ganzen etc., S. 334), doch deutet sie diese Unterschiede nicht konsequent aus. Ein Bild ist nicht nur das Extrakt aus einer erzählerischen Abfolge. Die Auswahl eines Momentes im Bild trägt bereits eine spezifische Form der Sinngebung in sich und das Bild muss in seinem simultanen Aufbau anders gedeutet werden als eine sequentiell strukturierte Geschichte, sei es als Text oder als mündliche Erzählung.

H. stellt in ihrer Arbeit viele richtige und wichtige Fragen, doch verlieren sich manche Antworten in der Fülle divergierender Überlegungen. Positiv ist der Ansatz hervorzuheben, den Bildern neben den Texten als Quellen ihren Raum

zu geben. Doch verfällt H. mitunter dann doch in sehr traditionelle Denkmuster, die sie eigentlich überwinden möchte. Wenn sie über das Bild des Pythonkampfes einer schwarzfigurigen Lekythos schreibt: „Ohne eindeutige Texte bleibt ein solches Bild semantisch unklar oder zumindest mehrdeutig“ (S. 180), muss man dem vordergründig zustimmen. Viele Bilder sind auf der semantischen Ebene mehrdeutig. Doch lassen sich Bilder auch ohne Texte sehr viel klarer deuten, als dies hier anklingt. Es muss allerdings auf die jeweilige Bildersprache eingegangen werden, die ihren zeitspezifischen Faktoren unterliegt. Für die archaische Zeit Griechenlands, aus der besonders viele der Typhon-Bilder stammen, gibt es z.B. wegweisende Arbeiten von N. Himmelmann.¹¹ H. geht aber ganz bewusst unhistorisch vor, wenn sie schreibt: „Die Quellen wurden deshalb, in vorgegebenen Bahnen, aus ihrem zeitlichen und geographischen Rahmen gelöst und Bildern oder Texten aus anderen Epochen sowie unterschiedlichen geographischen Räumen zu Seite gestellt“ (S. 344). Dies führt leicht zu Verallgemeinerungen. Aussagen beispielsweise zur Ikonographie Typhons wie „Die Flügel sind [...] wie schon die Schlangenschwänze als Zeichen von Typhons Macht zu lesen“ (S. 55), mögen im Speziellen stimmen, bleiben ohne Beleg aber assoziativ. Auch Vögel haben Flügel, sind sie deshalb mächtig? Wenn H. von „visuellen Codes“ spricht, müssen diese aus dem jeweiligen kulturellen Kontext heraus abgeleitet werden. Sie entstehen nicht „im leeren Raum“, den H. anspricht (S. 344). Letztlich muss auch hinterfragt werden, ob das übergeordnete Ziel der Arbeit, „unterschiedliche religiöse Orientierungsleistungen von Bildern und Texten zu beleuchten“ (S. 349), ohne den jeweiligen historischen Kontext möglich ist.

Doch bei aller Kritik leistet die Arbeit einiges. Sie versucht neue Positionen einzunehmen und wirft eine Fülle anregender Gedanken und unkonventioneller Fragen auf, die auch besonders die heutige Sicht auf antike Quellen betreffen, und die zu besprechen den Umfang einer einzelnen Rezension sprengen würden.

PD Dr. Lorenz Winkler-Horaček
Institut für Klassische Archäologie
der Freien Universität Berlin
Otto-von-Simson-Str. 11
D-14195 Berlin
E-Mail: lwh@zedat.fu-berlin.de

¹¹ Vgl. N. Himmelmann, *Erzählung und Figur in der archaischen Kunst. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse / Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz*, Geistes- und Sozialwissenschaftliche Klasse, 1967, 2.

Aloys WINTERLING (Hg.), Zwischen Strukturgeschichte und Biographie. Probleme und Perspektiven einer neuen Römischen Kaisergeschichte 31 v. Chr. – 192 n. Chr. Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 75. München: Oldenbourg Verlag 2011, X + 350 S., 27 Abb.

Eine moderne Darstellung der Geschichte der römischen Kaiser steht vor der Schwierigkeit, strukturgeschichtliche und biographische Elemente vereinigen zu müssen, wenn sie nicht entweder die Kaiser zugunsten von staats-, verwaltungs- und gesellschaftsbezogenen Fragestellungen vernachlässigen oder aber die Kaiserzeit in eine ereignisgeschichtlich-biographisch orientierte Abfolge ohne übergreifenden Zusammenhang auflösen will. Für diese beiden Tendenzen gibt es seit dem 19. Jahrhundert Beispiele genug, je nach vorherrschendem Interesse für staatsrechtlich bzw. sozial orientierte Probleme der Ordnung des römischen Staates oder aber für biographische Studien. Untersuchungen, die beide Aspekte zusammen für die Kaisergeschichte fruchtbar machen, gibt es nicht; Strukturgeschichte und Biographie stehen in entsprechenden Darstellungen bestenfalls nebeneinander, ohne zu einem Gesamtbild verdichtet zu sein. Als modern gelten Fragestellungen, die den von den Kulturwissenschaften ausgehenden Neuorientierungen zu verdanken sind: Sie bieten zu der römischen Kaiserzeit oft geeignete und interessante Ansätze für Strukturanalysen, berücksichtigen allerdings die Einzelpersonen nicht, während die biographischen Darstellungen übergreifende Strukturen vernachlässigen, indem sie sich auf die kaiserlichen Lebensläufe konzentrieren.

Insofern stehen alle Bemühungen, die strukturgeschichtliche und personengeschichtliche Ansätze zu einer neuen Kaisergeschichte kombinieren wollen, vor einem Dilemma: Es gibt praktisch keine geglückten Vorbilder, erst recht nicht unter Einbeziehung strukturgeschichtlicher Themenbereiche, wie sie heute für wünschenswert oder erforderlich gehalten werden.¹ Dieser Problematik sucht sich der von Aloys Winterling herausgegebene Sammelband zu nähern und „die Möglichkeiten einer neuen, strukturgeschichtliche und biographische Fragestellungen verbindenden Kaisergeschichte in systematischer Weise zu erkunden“ (S. VII), um so unter methodisch-theoretischen, quellenbezogenen und biographischen Voraussetzungen das Feld für eine neue Geschichte der römischen Kaiser abzustecken. Hervorgegangen ist der Sammelband aus einem wissenschaftlichen Kolloquium, das im Januar 2007 am Historischen Kolleg in München stattgefunden und dessen Themen der an einer neuen rö-

¹ Die letzte fachwissenschaftlich orientierte römische Kaisergeschichte stammt von Alfred von Domaszewski, *Geschichte der römischen Kaiser*, 2 Bde., Leipzig 1909.

mischen Kaisergeschichte arbeitende Herausgeber als Stipendiat dieser Einrichtung vorgegeben hat.

In einleitenden Ausführungen „Zu Theorie und Methode einer neuen Römischen Kaisergeschichte“ (S. 1-11) skizziert Winterling das Arbeitsfeld und dessen Probleme. Zu den Belastungen des Themas gehört gewiß, daß „Kaisergeschichte als veraltetes Forschungsparadigma“ (S. 1) gilt. Zu dieser Einschätzung führen undurchsichtige Beurteilungskriterien für die Persönlichkeiten antiker Herrscher, die Konzentration auf Ereignisgeschichte, die Vernachlässigung strukturgeschichtlicher Ansätze, die Verengung der Perspektive auf Rom. Die an derlei Nachteilen ablesbare Auseinanderentwicklung von strukturgeschichtlicher und biographischer Forschung ging zu Lasten der Gattung „Kaisergeschichte“. In Anbetracht neuer geschichtswissenschaftlicher Entwicklungen sucht Winterling andere Zugänge zu einer römischen Kaisergeschichte, indem er namentlich über die staatsrechtlichen Implikationen hinausweisende Fragestellungen der Strukturgeschichte, etwa solche des Hofes als des unmittelbaren kaiserlichen Tätigkeitsfeldes mit seinen Kommunikationsmöglichkeiten,² und Fragestellungen der Biographie aufeinander bezieht. Dies geschieht aus der Erkenntnis, „dass eine Analyse der strukturellen Bedingungen und der sich daraus ergebenden Beschränkungen bzw. Spielräume des Handelns historischer Akteure eine notwendige Voraussetzung für die Erkenntnis ihrer individuellen Besonderheiten und Leistungen ist“ (S. 5). Damit hofft Winterling, auch den tendenziösen und moralisierenden literarischen Quellen mit ihren Urteilen über „gute“ bzw. „schlechte“ Kaiser anhand „einer Neukonzeptualisierung des politischen, gesellschaftlichen und kommunikativen Kontextes“ (S. 8) neue und andere Erkenntnisse abgewinnen zu können, die die alten Stereotypen abzulösen imstande sind.³

Ziel der neuen Kaisergeschichte ist es also, ereignisgeschichtlich-biographische Fragestellungen und strukturgeschichtliche Aspekte miteinander zu vereinen, so daß sie einander erhellen; zu liefern „ist somit eine Ereignisgeschichte, die auf vorweg geleisteten Strukturanalysen basiert“ (S. 9). Besonderes Augenmerk verdienen dabei die Beziehungen zwischen dem Kaiser und der Aristo-

² Ein spezifischer Forschungsbereich Winterlings; vgl. Aloys Winterling, Hof ohne „Staat“. Die aula Caesaris im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr., in: Ders. (Hg.), Zwischen „Haus“ und „Staat“. Antike Höfe im Vergleich, München 1997 (HZ-Beiheft 23), S. 91-112; ders., Aula Caesaris. Studien zur Institutionalisierung des römischen Kaiserhofes in der Zeit von Augustus bis Commodus (31 v. Chr.–192 n. Chr.), München 1999; weitere Literaturhinweise zu methodisch innovativen Studien im hier zu besprechenden Sammelband S. 5f. Anm. 18f.

³ Als Vorbild für derartige Kaiserbiographien nennt Winterling (S. 8 Anm. 28) Christian Meier, Caesar, 5. Aufl. München 2002, ein Werk, das Caesars Lebensweg in den strukturgeschichtlichen Zusammenhang der späten römischen Republik stellt.

kratie, wie sie sich etwa in den Kommunikationsbedingungen niederschlagen, die Winterling treffend als „paradox“ kennzeichnet, da sie durch identische Handlungen das spezifisch römische Modell der Monarchie zu stabilisieren und zugleich die überlieferte aristokratische Ordnung zu destabilisieren vermögen bzw. genau umgekehrt wirken können. Damit wird der gelungene Umgang zwischen Kaiser und Senatsaristokratie zu einem Drahtseilakt, bei dem die politischen Strukturen, die wechselseitigen Rangzuweisungen und die Nahbeziehungen am Hofe entscheidend sind: Eine neue Kaisergeschichte ist somit „eine in neuer Weise strukturgeschichtlich fundierte Ereignisgeschichte der aristokratischen Kommunikation, in deren Zentrum – ihr unterworfen und sie gleichzeitig prägend – die römischen Kaiser standen“ (S. 10f.).

In den folgenden Beiträgen geht es im Sinne der Vorbereitung einer solchermaßen neuen Kaisergeschichte um die drei Bereiche der Quellen, der Strukturbedingungen kaiserlichen Handelns und des aktuellen Standes biographischer Forschung. Im ersten Teil über die Quellen gelten drei Aufsätze den kaiserlichen Bildnissen als archäologischen Zeugnissen, der Leistung von Inschriften für die Kaisergeschichte und den literarischen Quellen.

Der Freiburger Archäologe Ralf von den Hoff liefert mit seinem Aufsatz „Kaiserbildnisse als Kaisergeschichte(n). Prolegomena zu einem medialen Konzept römischer Herrscherporträts“ (S. 15-44) einen Beitrag zur Einschätzung der kommunikativen Leistung von Porträts römischer Kaiser.⁴ Als Monumente der Repräsentation dienen, so unterstreicht von den Hoff, diese Quellen der visuellen Kommunikation zwischen Auftraggeber, Dargestelltem und Betrachter. Daher will er die „kommunikativen Eigenschaften der Kaiserbildnisse als materielle Träger von Aussagen im Zusammenspiel von Nutzungsort und -zeit, Funktion, Form, Bildsprache, Ikonographie und Botschaft“ (S. 19) skizzieren mit dem Ziel, es solle „eine Bewertungsgrundlage geschaffen werden für die historische Relevanz der Bildnisse im Hinblick auf ihren ideologischen Gehalt und ihre soziale Dimension“ (S. 20). Er weist bei den Kaiserbildnissen auf die Funktion der dazugehörigen Inschriften im Kommunikationsprozeß hin und entwickelt als mediale Bewertungskategorien die Urheberschaft und die Sichtbarkeit des Bildnisses sowie die Qualität der Ehrung des Adressaten. An ihnen skizziert er umrißhaft die Leistung der Kaiserbildnisse für eine Kaisergeschichte, bei denen er, aufs Ganze gesehen, für den Zeitraum von Augustus bis Septimius Severus weniger Traditionswahrung als -brüche ausmacht. An

⁴ Als im Sinne einer Deutung der politischen Funktion archäologischer Zeugnisse bahnbrechend gilt Paul Zanker, *Augustus und die Macht der Bilder*, München 1987, 5. Aufl. München 2009. Vgl. ferner auch zahlreiche Beiträge in: *Kaiser Augustus und die verlorene Republik. Eine Ausstellung im Martin-Gropius-Bau Berlin 7. Juni – 14. August 1988*, Berlin 1988.

Augustus und Tiberius zeigt er die Rolle unterschiedlicher Erscheinungsweisen des Kaisers als *civilis princeps* bzw. *imperator* auf, die Bedeutung der Überhöhung des Kaisers und seiner Vergöttlichung, nicht zuletzt für die Auftraggeber der Porträts und ihre Ziele bei der Konsensdemonstration mit dem Kaiser. Mit dieser Art Loyalität wird auch der Machterhalt abgesichert. Als Erwartung an weitere Forschungen auf diesem Feld formuliert von den Hoff, die anhand der Kaiserbildnisse aufgrund der nicht normierten Herrscherrollen festzustellende außerordentliche Dynamik und Flexibilität des Kommunikationsprozesses dazu zu nutzen, aus diesem Quellentyp präzise und zielgerechte Ergebnisse jenseits von normativen Vorstellungen zu generieren.

Den ausführlichsten Beitrag zu diesem Sammelband legt der Heidelberger Althistoriker Christian Witschel mit dem Aufsatz „Der Kaiser und die Inschriften“ (S. 45-112) vor. Er gibt einen Überblick über die verschiedenen Inschriftentypen, aus denen sich Erkenntnisse über die Kaiser gewinnen lassen, und illustriert ihn mit Beispielen, um die spezifische Quellenfunktion von Inschriften und ihre Leistung für eine Kaisergeschichte zu beleuchten. In der oftmaligen Kombination mit kaiserlichen Bildnissen ergibt sich für die Interpretation von Inschriften ein Zusammenhang mit der Auswertung von Porträts und damit eine Überschneidung mit dem durch von den Hoff behandelten Thema hinsichtlich der Repräsentations- und Kommunikationsfunktion dieser Zeugnisse, auch wenn die Denkmäler häufiger verloren sind als die dazugehörigen Inschriften.⁵ Witschel teilt die Kaiserinschriften in verschiedene Gruppen ein, die er in fünf Abschnitten je einzeln behandelt, um auf diese Weise „zahlreiche Felder kaiserlichen Handelns bzw. die Reaktionen hierauf“ (S. 50) zu illustrieren. Ohne daß hier auf Einzelheiten eingegangen werden könnte, sind dies epigraphisch festgehaltene bedeutende kaiserliche Botschaften (wie die *Res gestae divi Augusti*), Inschriften auf den großen Denkmälern zu Ehren des Kaisers, sodann kaiserliche Bauinschriften und Meilensteine, ferner Weiheinschriften und schließlich Ehreninschriften. Für jede dieser Inschriftengruppen, wenn nicht für jede einzelne Inschrift, ergeben sich unterschiedliche Fragen der Repräsentation, Rezeption (etwa durch Statthalter, Gemeinden und/oder die – lokale – Bevölkerung) und damit Kommunikation, die jeweils individuell untersucht werden müssen, um eine umfassende Auswertung im Sinne der Kaisergeschichte sicherzustellen, die die mit den Inschriften verbundenen Dimensionen der Intentionalität der beteiligten

⁵ Diese gemeinsamen Anliegen unterschiedlicher altertumswissenschaftlicher Disziplinen in ihrer Bedeutung für die sachgerechte Erschließung des Gesamtmonuments stellt in verschiedenen Aufsätzen Werner Eck besonders heraus; vgl. jetzt Werner Eck, Monument und Inschrift. Gesammelte Aufsätze zur senatorischen Repräsentation in der Kaiserzeit, hg. v. Walter Ameling u. Johannes Heinrichs, Berlin/New York 2010 (Beiträge zur Altertumskunde 288).

Seiten einbezieht. Witschel stellt heraus, daß Kaiser oft kaum Einfluß auf Konzeption und Ausführung von Inschriften nahmen, selbst wenn sie in ihrem Auftrag gefertigt wurden. Daher eignen sie sich weniger als Quellen für das Handeln der Kaiser denn als Belege für Kommunikations- und Rezeptionsfragen. Methodisch sei festzuhalten, daß auch die epigraphischen Quellen eine spezifische Perspektive einnehmen, so daß sie nur eingeschränkt als Korrektiv zu literarischen Überlieferungen in Frage kämen.

Einen anderen, weniger systematischen, vielmehr bewußt exemplarischen Weg in der Vorstellung der Leistungen und Grenzen literarischer Quellen geht der Münchener Philologe Martin Hose mit seinem kurzen, doch anschaulichen Beitrag „Der Kaiser und seine Begrenzung durch die antike Literatur. Betrachtungen zu Cassius Dio“ (S. 113-124). An Cassius Dios Äußerungen⁶ zu vier Kaisern zeigt er auf, wie diese in ihrer kommunikativen Funktion unter Beachtung der politischen Dimension entschlüsselt werden können. Bei Commodus diagnostiziert Cassius Dio die Überschreitung des Akzeptablen in diverse Richtungen und macht dafür die unmittelbare Umgebung des Kaisers verantwortlich; so entlastet er Marc Aurel als Vater des Kaisers und zugleich den Senat. Für die Grenzüberschreitungen Caligulas macht Dio nicht den Senat mitverantwortlich, thematisiert aber dessen Angst und motiviert damit Beschlüsse des Rates zu Ehren Caligulas, die das durch das Herkommen gezogene Grenzen mißachtende Verhalten des Kaisers begünstigten. Wie Dio zudem an der Haltung des Septimius Severus gegenüber Commodus nach dem Sieg über Clodius Albinus ab 197 n. Chr. verdeutlicht, kritisiert er das Vorgehen des Kaisers gegen den Senat. So stellt Hose als Kernanliegen des dionischen Geschichtswerks „die existentielle Bedrohung des severischen Senats“ (S. 124) heraus und liefert mit den festgestellten Parallelen zwischen Caligula und Septimius Severus einen kommunikationsorientierten Zugang zu einer aufgrund aktueller Interessen subjektiv überformten literarischen Darstellung der aus senatorischem Blickwinkel „schlechten“ Kaiser.

Die drei den Quellen – Kaiserbildnissen, Inschriften, literarischen Werken – gewidmeten Aufsätze zeigen deren mögliche positive Beiträge zur Entschlüsselung kaiserlicher Politik und allgemein kaiserlichen Verhaltens auf, bezeichnen jedoch zugleich auch deren Grenzen hinsichtlich der vertretbaren Aussagen. Da sie unterschiedliche Intentionen verfolgen und sich an unterschiedliche Adressaten richten, korrigieren sie einander nicht unbedingt, so daß weder aus Porträts noch aus Inschriften Richtigstellungen zu den Verzeichnun-

⁶ Hose beschäftigt sich seit ca. zwei Jahrzehnten intensiv mit Cassius Dio; vgl. Martin Hose, *Erneuerung der Vergangenheit. Die Historiker im Imperium Romanum von Florus bis Cassius Dio*, Stuttgart/Leipzig 1994 (Beiträge zur Altertumskunde 45), bes. S. 406-409.

gen durch literarische Quellen erwartet werden dürfen. Wenn man also nicht den Normvorstellungen des römischen Senats und daraus abgeleiteten Urteilen zum Kaiser gerade in den literarischen Quellen folgen will, ist man daher für die Kaisergeschichte auf andere Mittel angewiesen, um das breitgefächerte Quellenmaterial zu entschlüsseln. Als Königsweg wird hier der kommunikationsorientierte Zugang diskutiert, der mittels historischer Diskursanalyse, durch Überlegungen zur Intentionalität bei den Urhebern, den Adressaten und den sonstigen Begutachtern dieses Quellenmaterials in dessen Entstehungszeit mögliche Korrektive ins Licht rückt, die uns die mitgeteilte Botschaft nicht zum Nennwert nehmen lassen. Insofern leisten die drei Aufsätze mit Skizzen über neue Zugänge zu den Quellen jeweils ihren Beitrag zu einer neuen römischen Kaisergeschichte, wobei das Korrekturpotential bei den Kaiserporträts und den literarischen Quellen vor allem auf das Biographische gerichtet zu sein scheint, während bei den Inschriften mehr als bei den anderen Quellentypen auch systematische Aspekte zu ihrem Recht kommen könnten.

Die nächste Sequenz von Aufsätzen ist den Strukturproblemen kaiserlicher Betätigungsfelder gewidmet. Sie besteht aus vier Beiträgen, die den Konzeptionen des römischen Kaisertums in der Althistorie sowie drei strukturell wichtigen Bereichen für das Handeln der Kaiser und zugleich auch der senatorischen Aristokratie gewidmet sind: der politischen Organisation, der Repräsentation und den Freundschaftsbeziehungen.

Mit Gedanken über „Moderne Konzeptionen des Kaisertums“ (S. 127-159) liefert der emeritierte Würzburger Althistoriker Dieter Timpe einen Überblick darüber, wie sich die Forschung seit dem 19. Jahrhundert mit bestimmten Aspekten des römischen Kaisertums unter dem Ziel, „die Gesamterscheinung“ (S. 128) zu würdigen, auseinandergesetzt hat. Theodor Mommsen suchte mit seinem „Römischen Staatsrecht“ das römische Rechtssystem einheitlich und systematisch zu erfassen. Ihm diente der „Verfassungszustand der klassischen und späten Republik als normative Grundlage“ (S. 131) auch für die rechtliche Würdigung des Prinzipats, dessen Ordnung er „als konstitutionelle Wiederherstellung republikanischer Legalität“ (S. 139) entwickelte. Wie sehr dabei das politische Veränderungspotential, das die römische Monarchie nicht nur für die Absicherung der Machtstellung des Princeps kennzeichnete, unberücksichtigt blieb, stellt Timpe betont heraus, ebenso, wie die Erfassung der rechtlichen Seite des römischen Kaisertums dessen von Mommsen vernachlässigte nichtrechtliche Elemente nach und nach in den Blick zu nehmen erlaubte. Die Weiterentwicklung der Forschungen zum römischen Kaisertum ist lange überwiegend auf Mommsens „Staatsrecht“ bezogen geblieben, auch wenn man sich von ihm absetzte: Das betrifft die Konzentration auf Augustus mit

der Folge fehlender Berücksichtigung einer Erfassung der historischen Entwicklung dieser Alleinherrschaft ebenso wie die Abwendung von der verfassungsrechtlichen Seite des Prinzipats zugunsten der sozialgeschichtlichen Perspektive. Timpe arbeitet mit Gegenüberstellungen, die die augenscheinlich widersprüchliche Vielseitigkeit des Untersuchungsspektrums immer wieder illustrieren: „Das Verhältnis zwischen Princeps und Senat wurde durch Macht und Handlungsspielraum des Herrschers *und* deren strukturelle Begrenzungen, durch sozialen Wandel *und* konstante Formen geprägt“ (S. 144). Zu berücksichtigen ist ferner das *imperium* über die Provinzen mit bestimmten Rollen für die Reichsverwaltung, das Heer, die Provinzialen – und natürlich für den Kaiser. Für das Jahrhundert nach Mommsen illustriert Timpe schließlich die Bedeutung gesellschaftsbezogener Forschungen angesichts neuer Sichtweisen auf den Prinzipat. Aus Mommsens Zugang zum römischen Kaisertum und aus den bei ihm unberücksichtigt gebliebenen Aspekten entwickelt er bis zu den Fragestellungen von heute wichtige strukturelle Facetten der Geschichte des römischen Kaisertums, für die nicht zuletzt Interessen ausschlaggebend sind, die der jeweiligen Gegenwart entstammen.

Der in Toronto lehrende Altertumswissenschaftler Christer Bruun behandelt in dem Aufsatz „Der Kaiser, die republikanischen Institutionen und die kaiserliche Verwaltung“ (S. 161-179) die Organisation der kaiserlichen Herrschaft. Angesprochen werden zahlreiche Aspekte, wie es angesichts der Paradoxie der kaiserlichen Stellung in einer scheinbaren Republik nicht verwundert: Dazu gehören das Verhältnis des Princeps zu den führenden Schichten und deren unterschiedliche Bedeutung für die Verwaltungsorganisation auf verschiedenen Ebenen, die Provinzverwaltung zwischen Tradition und Loyalität zum Kaiser, die Hierarchisierung staatlicher Ämter, der Zusammenhang zwischen der Entwicklung von Institutionen und kaiserlicher Macht. Bruun präsentiert im Grunde eine umfassende Stoffsammlung zum Thema der auf den Kaiser zugeschnittenen politischen Organisation des Römischen Reiches, innerhalb derer er Querverbindungen durchaus deutlich macht. Die Organisationsprobleme führt er wiederum auf die Paradoxie des römischen Kaisertums zurück, dessen Bewährung davon abhing, daß „das republikanische Erbe negiert wurde, aber die republikanischen Formen, u. a. in der Verwaltung, [...] beibehalten“ wurden, „damit überhaupt der Staat durch die Integration der Elite überleben konnte“ (S. 179).

Der Beitrag des Münchener Althistorikers Martin Zimmermann über „Die Repräsentation des kaiserlichen Ranges“ (S. 181-205) behandelt den wichtigen Bereich der Einordnung des Kaisers in die gesellschaftliche Ordnung. Die Bedeutung dieses Themas wird am Beispiel der *pompa funebris* für Pertinax unter

der aktiven Beteiligung der politisch wichtigen Gruppen exemplifiziert. Damit weist Zimmermann auf die Bedeutung der Rezeption des Vorgangs der Herausstellung des kaiserlichen Ranges hin, indem performative Akte wie die Inszenierung des Begräbnisses für Pertinax die Verpflichtung der Beteiligten dem Nachfolger Septimius Severus gegenüber deutlich werden lassen. Die Wahrnehmung und Anerkennung des kaiserlichen Ranges hebt Zimmermann sodann unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zur Oberschicht und der damit verbundenen Paradoxa kaiserlichen Gebarens sowie des allmählichen Wandels senatorischer wie herrscherlicher Repräsentationsformen ins Allgemeine. Zum Schluß weist er auf die neuen Forschungsfelder hin, die sich angesichts des *cultural turn* in der Gegenwart ergeben: Dazu gehören die vielfältigen Aspekte des Habitus, die Anerkennung der Dynamik von Repräsentation und nicht zuletzt notwendige Differenzierungen beim sogenannten Akzeptanzsystem,⁷ um auf diese Weise dem Anliegen näherzukommen, die Stellung des Kaisers angemessen zu erfassen.

Diesem Anliegen dienen auch die *amicitia*-Bekundungen des Kaisers, deren Bedeutung Aloys Winterling in dem Aufsatz „Die Freundschaft der römischen Kaiser“ (S. 207-232) nachgeht. Er konstatiert namentlich für die ersten drei *principes* Unsicherheiten und Experimente im Umgang mit Freundschaften, die ja ein breites Spektrum von sozusagen institutionellen Freundschaften mit tendenziell allen Senatoren bis hin zu persönlichen Vertrauensverhältnissen umfaßten und insofern die Paradoxie der kaiserlichen Stellung widerspiegeln. Aus den Nahverhältnissen zu bedeutenden Senatoren ergaben sich Gefahren angesichts des Rivalitätsdenkens; weniger bedenklich erschienen kaiserliche Vertrauenserweise gegenüber Personen aus unbekannten Familien. Unabhängig von der Tendenz zunehmender Institutionalisierung der Freundschaftsbekundungen hatten Kaiser, die demgegenüber zu Lasten des *amicitia*-Gedankens ihre überlegene Stellung offen inszenierten, damit keinen Erfolg, der sich auf Dauer institutionell niedergeschlagen hätte: Sie gehören zu den als „schlecht“ geltenden Herrschern.

Mit den im zweiten Teil behandelten „Strukturproblemen kaiserlicher Handlungsfelder“ werden ganz zentrale Aspekte der Kaisergeschichte angesprochen. Sie sind deshalb so bedeutend, weil sich die Biographien der römischen Kaiser vor dem Hintergrund bestimmter Strukturen entfalten, die angemessen gewürdigt werden müssen, damit die Urteile über die Herrscher gerade auch von dieser Seite her abgesichert sind und sich nicht notwendigerweise in Bah-

⁷ Kritik hauptsächlich am Schematismus der von Egon Flaig, *Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich*, Frankfurt am Main/New York 1992 (Historische Studien 7), herausgestellten These.

nen bewegen, die bereits die literarischen Quellen ausgetreten haben, oder gar mit hilflosem Psychologisieren Erklärungen suchen. Strukturelle Gesichtspunkte liefern wichtige Verständnishorizonte für die Etablierung der kaiserlichen Stellung in einer Paradoxie, die sich aus der Unvereinbarkeit von *res publica restituta* und *novus status* ergibt, sowie darüber hinaus für individuelles kaiserliches Handeln. Gerade die neuen kommunikationsorientierten Ansätze erscheinen daher geeignet, auch auf den ersten Blick irrational wirkende Verhaltensweisen in ihre strukturbedingten Voraussetzungen einzubetten bzw. allgemein mit ihrer Hilfe auf Strukturveränderungen aufmerksam zu machen. Insofern kommt ihnen ein großer heuristischer Wert zu, wie an den drei Aufsätzen zu zentralen Bereichen kaiserlichen Handelns und dessen Bedingungen vor dem Hintergrund eines überzeugenden Entwurfs zu den modernen wissenschaftlichen Konzeptionen des römischen Kaisertums deutlich wird.

Der dritte Teil enthält unter der Überschrift „Fragestellungen und Deutungsmuster der biographischen Forschung“ fünf Beiträge zur biographischen Erfassung der Kaiser von Augustus bis Commodus, die Aspekte des Forschungsberichts mit der Suche nach weiteren aktuellen Forschungsfeldern verbinden.

Der Bielefelder Althistoriker Uwe Walter widmet seinen Beitrag „Der Princeps als Produkt und Gestalter. Augustus, Tiberius und ihre neueren Biographien“ (S. 235-252) den ersten beiden römischen Monarchen. Die Fülle des zu bewältigenden Materials strukturiert und selektiert er anhand „einiger eher systematischer Überlegungen zur Gattung der historischen Biographie“ (S. 236) und in diese eingearbeiteter Bemerkungen zu biographischen Darstellungen des Augustus und des Tiberius. Durchaus treffend stellt er der historischen Biographie, die den von Johann Gustav Droysen formulierten methodischen Grundsätzen des Historismus zu verdanken ist, Goethes biographisches Modell einer psychologischen Entwicklungsgeschichte gegenüber: Historische Biographien kombinieren bis heute oftmals beide Modelle, wie Walter an einer Typologie der modernen historischen Biographie veranschaulicht, die die Wechselwirkung von Biographie und Zeitumständen (Strukturen, Verhältnissen) berücksichtigt. Einzuordnen ist hier die Problematik der Psychologie in der historisch orientierten Darstellung einer Lebensgeschichte, wie sich an Studien zu Tiberius leicht veranschaulichen läßt, aber auch der Aufbau einer historischen Biographie als „Mischung aus rein chronologischer Darstellung und Gliederung nach Sachthemen“ (S. 248), was sich an zahlreichen Augustus-Biographien und ihren Interpretationsmustern leicht nachvollziehen läßt.

Christian Ronning behandelt in dem Aufsatz „Zwischen *ratio* und Wahn. Caligula, Claudius und Nero in der altertumswissenschaftlichen Forschung“

(S. 253-276) nicht nur biographische Darstellungen zu den letzten drei Vertretern der julisch-claudischen Dynastie. Für alle drei Herrscher hält er fest, daß die biographische Geschichtsschreibung seit gut hundert Jahren „von der Pathologisierung kaiserlichen Handelns zunehmend Abstand nimmt“, so daß „einer rationalisierenden Tendenz“ (S. 273) die Bahn geebnet wird, und neuere Veröffentlichungen⁸ von dem Gedanken getragen sind, „die Geschehnisse zunächst aus sich selbst und den sie umgebenden Strukturen verstehen zu wollen“ (S. 274). Dabei gehen die Innovationen in der Regel wohl meist nicht von Biographien aus, sondern von unselbständig veröffentlichten Forschungsbeiträgen, deren Ergebnisse auf dem Wege der Rezeption nach und nach in Gesamtdarstellungen einfließen. Ronning tut daher recht daran, im Interesse einer modernen Anforderungen gerecht werdenden Kaisergeschichte das Augenmerk nicht allein auf selbständig publizierte Darstellungen der römischen Kaiser zu richten, sondern auf die altertumswissenschaftliche Forschung insgesamt.

Genau dieser Punkt ist es, den Dirk Schnurbusch in seinem Beitrag „Rationalität und Irrationalität. Die Flavii in der Sicht der biographischen Forschung“ (S. 277-294) nicht genügend berücksichtigt. Den Blick auf die Forschungslage in ihrer Gesamtheit zu richten, wäre um so wichtiger, als Schnurbusch angesichts der, aufs Ganze gesehen, dürftigen Ausbeute an historischen Biographien zu den Flaviiern⁹ feststellen muß, daß diese auch inhaltlich trotz der „Versuche, die jeweiligen Eigentümlichkeiten ihrer Herrschaft auf einen stim-

⁸ Als weiterführend nennt er beispielsweise Aloys Winterling, *Caligula. Eine Biographie*, München 2003, der auf der Grundlage einer Strukturanalyse des frühen Prinzipats das Bemühen des Princeps in den Mittelpunkt stellt, die kaiserliche Rolle neu auszugestalten; Dieter Timpe, *Claudius und die kaiserliche Rolle*, in: Volker Michael Strocka (Hg.), *Die Regierungszeit des Kaisers Claudius (41-54 n. Chr.). Umbruch oder Episode? Internationales interdisziplinäres Symposium aus Anlaß des hundertjährigen Jubiläums des Archäologischen Instituts der Universität Freiburg i. Br. 16.-18. Februar 1991*, Mainz 1994, S. 35-43, in seinem Eintreten für eine Kombination von Institutionen- und Strukturgeschichte mit der individuellen Biographie; Barbara Levick, *Claudius*, London 1990; Rolf Rilinger, *Seneca und Nero. Konzepte zur Legitimation kaiserlicher Herrschaft*, in: *Klio* 78, 1996, S. 130-157; Christian Witschel, *Verrückte Kaiser? Zur Selbststilisierung und Außenwahrnehmung nonkonformer Herrscherfiguren in der römischen Kaiserzeit*, in: Christian Ronning (Hg.), *Einblicke in die Antike. Orte – Praktiken – Strukturen*, München 2006 (*Münchner Kontaktstudium Geschichte* 9), S. 87-129.

⁹ Dieser Mangel führt Schnurbusch sogar dazu, die Artikel über die flavischen Kaiser in altertumswissenschaftlichen Fachlexika wie RE und NP sowie die biographischen Abrisse zu den drei Flaviiern bei Manfred Clauss (Hg.), *Die römischen Kaiser. 55 historische Portraits von Caesar bis Justinian*, München 1997, in nennenswertem Umfang einzubeziehen. Dagegen ist zwar grundsätzlich nichts einzuwenden, doch sollte berücksichtigt werden, daß drei- bis zwölfseitige Kurzbiographien in einem Sammelwerk, das sich an ein breiteres Publikum richtet, kaum innovative Forschungsergebnisse in Richtung der von Winterling und anderen skizzierten Forschungsdesiderate präsentieren können, auch wenn aktuelle Trends benannt sein mögen.

migen Nenner zu bringen“, zu „Widersprüchen und Inkonsistenzen“ (S. 278) neigen. Dabei hätte er, ganz abgesehen von den im „Ausblick“ (S. 290f.) aufgelisteten Schwächen vorliegender biographischer Darstellungen, unter Berücksichtigung der Detailforschungen zu den Flaviern durchaus feststellen können, daß sich am Urteil etwa über Domitian seit geraumer Zeit Veränderungen feststellen lassen: So fließen in die Domitian-Bilder der Überblicksdarstellungen Hermann Bengtsons¹⁰ und Karl Christs¹¹ Forschungen ein, die bereits Elemente der – noch andauernden – Revision eingefahrener Beurteilungsschemata zu dem letzten Flavier enthalten. Von Schülern Bengtsons und von anderen Forschern sind weitere Studien ausgegangen, die dieses Ziel intensiver verfolgen,¹² freilich ohne daß dies, wie es scheint, schon zu einem Ergebnis geronnen wäre, das zu einer neuen Domitian-Biographie geführt hätte.

Mit dem Aufsatz „Trajan, Hadrian und Antoninus Pius. Deutungsmuster und Perspektiven“ (S. 295-315) nimmt Gunnar Seelentag die nachflavische Zeit bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts in den Blick. Dabei geht er von etablierten Deutungen zu den drei Kaisern aus, weist auf deren Defizite hin und zeigt von diesen aus einige neue Perspektiven auf, um sodann auf die Problematik einer Erkenntnis von Strukturen in biographisch orientierter Kaisergeschichte einzugehen. Er führt als sinnvolle Perspektive für eine aktuelle Kaisergeschichte die Notwendigkeit einer Kombination der Aussagen aller in Frage kommender Quellen auf, um der Bandbreite der Herrschaftsdarstellung Rechnung tragen zu können, und plädiert für ein Aufbrechen der chronologisch und biographisch geordneten Struktur von Darstellungen zum Prinzipat des ersten und zweiten Jahrhunderts, um Kontinuitäten, Strukturen und Entwicklungen verfolgen zu können. Zugleich sieht er den solchermaßen skizzierten Weg – gemessen an der von Winterling formulierten Zielsetzung – in eine Aporie führen: „Die Alternative wäre [...] eine minimal narrative und maximal diskursive Darstellung des Prinzipats“ (S. 303). Für das Selbstverständnis des Kaisers Trajan, mit dem er sich bereits andernorts intensiv auseinandergesetzt

¹⁰ Vgl. Hermann Bengtson, *Die Flavier. Vespasian – Titus – Domitian. Geschichte eines römischen Kaiserhauses*, München 1979, beispielsweise S. 206, 210f., 253, auch wenn die Äußerungen zu einem in Zitaten aus älterer Literatur nahegelegten psychischen Krankheitsbild Domitians (S. 248) als Rückfall in Vorstellungen des 19. Jahrhunderts erscheinen.

¹¹ Vgl. Karl Christ, *Geschichte der römischen Kaiserzeit. Von Augustus bis zu Konstantin*, 6. Aufl. München 2010, S. 263-284, von Schnurbusch nicht berücksichtigt. Vgl. darüber hinaus Karl Christ, *Zur Herrscherauffassung und Politik Domitians. Aspekte des modernen Domitianbildes*, in: *SZG* 12, 1962, S. 187-213.

¹² Vgl. zum Beispiel Ralf Urban, *Historische Untersuchungen zum Domitianbild des Tacitus*, Diss. München 1971; Karl Strobel, *Die Donaukriege Domitians*, Bonn 1989 (*Antiquitas* I 38), sowie eine Reihe unselbständig publizierter Studien desselben Verfassers; Jens Leberl, *Domitian und die Dichter. Poesie als Medium der Herrschaftsdarstellung*, Göttingen 2004 (*Hypomnemata* 154).

hat,¹³ weist Seelentag auf die mit der Sukzessionskrise von 96-99 n. Chr. zusammenhängende Beeinflussung durch das – ins Negative gewendete – Domitianbild hin,¹⁴ von dem sich Trajan im Laufe der Jahre aber durch eigene Akzentsetzungen befreite, etwa durch eine Integrationsleistungen im Interesse Italiens und des ganzen Reiches betonende fürsorgliche Politik. Eine Steigerung dieses Gedankens macht Seelentag bei Hadrian aus, eine Reaktion darauf wiederum beim Regierungshandeln des Antoninus Pius. Diese Beobachtungen münden in der Warnung: „Eine biographisch strukturierte Darstellung der Prinzipatsgeschichte kann leicht versagen, wenn es darum geht, Strategien von Herrschaftsdarstellung als Schritte in einer historischen Entwicklung zu erkennen“ (S. 313) und sie persönlichen Eigenheiten zuzuschreiben, statt sie in die „fortschreitende Autokratisierung des Prinzipats“ (S. 314) einzuordnen. Am Beispiel des kaiserlichen Euergetismus illustriert Seelentag daher treffend die unausweichliche, aber in der Umsetzung nicht einfach zu leistende Verschränkung biographischer und struktureller Muster der Kaisergeschichte.

Der Nimweger Althistoriker Olivier Hekster wirft in seinen Ausführungen zu „Emperors and Empire. Marcus Aurelius and Commodus“ (S. 317-328) zum Abschluß des Sammelbandes einen Blick auf die letzte Phase des hier betrachteten Zeitraums. Mit Streiflichtern auf wesentliche, die gesamte neuzeitliche Rezeption prägende Aspekte der Charaktere dieser beiden aufgrund des Eindrucks, den die literarischen Quellen¹⁵ hinterlassen, so gegensätzlich gezeichneten Herrscher – wenngleich Vater und Sohn – erläutert Hekster die Korrelation zwischen dem positiven Bild Marc Aurels und dem negativen des Commodus. Diese Einschätzungen könnten rein sachlich beispielsweise durch einen Blick auf die Christenpolitik und die Außenpolitik beider Kaiser zu Lasten des Vaters und zugunsten des Sohnes korrigiert werden, ohne daß Hekster mit diesen Vorstellungen dazu neigt „to rescue Commodus’ reputation or blacken Marcus’ status“ (S. 327). Er warnt vor Versuchen, Verständnis für ihr Verhalten vor dem Hintergrund der heutigen Zeit zu entwickeln, und

¹³ Vgl. Gunnar Seelentag, Taten und Tugenden Traians. Herrschaftsdarstellung im Principat, Stuttgart 2004 (Hermes-Einzelschriften 91). – In der Auflistung der Trajan-Darstellungen (S. 295 Anm. 1) wäre als neu noch zu ergänzen: Karl Strobel, Kaiser Traian. Eine Epoche der Weltgeschichte, Regensburg 2010.

¹⁴ Bei der Literatur zu diesem Thema wird neben Werner Eck, Traian. Der Weg zum Kaisertum, in: Annette Nünnerich-Asmus (Hg.), Traian. Ein Kaiser der Superlative am Beginn einer Umbruchzeit?, Mainz 2002, S. 7-20, und John D. Grainger, Nerva and the Roman Succession Crisis of A. D. 96-99, London/New York 2003 (beide genannt von Seelentag S. 306 Anm. 32), allzu häufig die quellenanalytisch orientierte Studie von Karl-Heinz Schwarte, Trajans Regierungsbeginn und der ‚Agricola‘ des Tacitus, in: BJ 179, 1979, S. 139-175, vergessen.

¹⁵ Neben den eine Sonderrolle für ein gewissermaßen ideales Kaiserbild spielenden „Selbstbetrachtungen“ Marc Aurels sind dies vor allem Cassius Dio, Herodian und die Historia Augusta.

den damit verbundenen Gefahren eingängiger, stereotyper Urteile. Statt dessen plädiert er für die Heranziehung nichtliterarischer Quellen, um sich von ihnen aus dem Selbstverständnis der Kaiser zu nähern,¹⁶ wenngleich auch das hieraus sich ergebende Bild von standortgebundenen Prämissen beeinflusst sein kann.

Die im dritten Abschnitt in fünf Beiträgen behandelten kaiserbiographischen Probleme individueller und genereller Art in der chronologischen Abfolge von Augustus bis zu Commodus lassen sich nicht einfach auf einen Nenner bringen: Dafür ist die Sachlage zu unterschiedlich, eine Sachlage, die von den einzelnen Kaiserpersönlichkeiten ebenso beeinflusst wird wie von strukturellen Gegebenheiten, die im Laufe der über 200 zu behandelnden Jahre Kaisergeschichte nicht in jeder Beziehung gleichbleiben. Das Kernanliegen der neuen römischen Kaisergeschichte besteht ja in der Berücksichtigung strukturgeschichtlicher Elemente in der chronologischen Abfolge einer kaiserbezogenen Ereignisgeschichte. Diese Strukturgeschichte soll gewiß nicht gleichsam neben den Kaiserbiographien stehen, sondern Strukturen und Biographien müssen ineinandergreifen, damit die modernen methodischen Ansätze zur Erhellung des Handelns der Kaiser neue Kaiserbilder evozieren können, die sich nicht notwendig auf ausgetretenen Pfaden bewegen, wie sie durch die literarischen Quellen nahegelegt zu werden scheinen. Dazu gehört es selbstverständlich auch, Übergänge und Zusammenhänge zwischen den hier in fünf Aufsätzen künstlich segmentierten Abschnitten der Kaisergeschichte zu beachten. Seelentag macht zu Recht auf Verbindungen zwischen dem Domitian- und dem Trajanbild aufmerksam.¹⁷ Dieser Umstand lenkt das Augenmerk zugleich auf die in diesem Sammelband vernachlässigten Zäsuren des Vierkaiserjahres 68/69 n. Chr. sowie der Krise zwischen der Ermordung Domitians und der Konsolidierung der Herrschaft Trajans 96-99 n. Chr. Diese Zeitabschnitte dürften für strukturgeschichtliche Erwägungen – man denke etwa an die Adoption des „Besten“ durch Galba im Jahre 69 ebenso wie durch Nerva knapp drei Jahrzehnte später im Jahre 97¹⁸ – nicht ganz unwichtig sein, auch wenn sie wegen der kurzen Regierungszeiten der Kaiser Galba, Otho, Vitellius und Nerva, kaiserbiographisch betrachtet, nicht so sehr viel Material erbringen mögen.

¹⁶ Diesen Anspruch erhebt Hekster (S. 328 Anm. 58) auch für seine eigene Studie über Commodus; vgl. Olivier Hekster, *Commodus. An Emperor at the Crossroads*, Amsterdam 2002.

¹⁷ Dem trägt im übrigen auch Strobel, *Kaiser Traian* (Anm. 13), Rechnung, indem er wesentliche Elemente seiner Domitian-Interpretation in seine Trajan-Biographie einbezieht.

¹⁸ Vgl. hierzu etwa Johannes Straub, *Dignatio Caesaris*, in: *Legio VII Gemina*, León 1970, S. 156-179, wiederabgedruckt in: Ders., *Regeneratio imperii. Aufsätze über Roms Kaisertum und Reich im Spiegel der heidnischen und christlichen Publizistik*, Darmstadt 1972, S. 36-63.

Wie dem auch sei, es steht fest, daß der Sammelband „Zwischen Strukturgeschichte und Biographie“ auf Arbeitsfelder aufmerksam macht, die ungeachtet vorliegender – und größtenteils als modernen Anforderungen nicht gerecht werdend eingeschätzter – wissenschaftlicher Ergebnisse des 19. und 20. Jahrhunderts methodisch und inhaltlich sorgsam beackert werden müssen, wenn die Ergebnisse den hochgesteckten Erwartungen des Herausgebers und der ihm zuarbeitenden Beitragslieferanten entsprechen sollen. Anhand dieser Aufsätze ergibt sich natürlich ein gewisses Bild von Erfordernissen und Wünschen angesichts bisheriger Leistungen und gegenwärtiger Einschätzungen, doch liegt dieses – noch – fragmentiert in Einheiten vor, die sich gut überblicken und behandeln lassen. Die eigentliche Arbeit, eine Synthese zu leisten, steht dem Herausgeber noch bevor. Die Handreichungen in Form der vorliegenden Beiträge geben aber zu der Hoffnung Anlaß, daß ihm diese Aufgabe nicht zur Sisyphos-Arbeit werden möge.

Dr. Ulrich Lambrecht
Universität Koblenz-Landau
Campus Koblenz
Institut für Geschichte
Universitätsstraße 1
D-56070 Koblenz
E-Mail: lambre@uni-koblenz.de

Wiebke FRIESE, Den Göttern so nah. Architektur und Topographie griechischer Orakelheiligtümer. Stuttgart: Franz Steiner 2010, 488 S., 22 s/w-Abb., 16 Tafeln mit 29 Abb.

Die zu besprechende Arbeit stellt die überarbeitete Fassung einer Dissertation im Fach Klassische Archäologie dar, mit der die Autorin Wiebke Frieze (W. F.) im Jahr 2008 an der Universität Hamburg bei Inge Nielsen promoviert wurde. Sie beschäftigt sich mit griechischen Orakeln, besonders räumlichen Aspekten wie der Architektur und der Lage. Mit 348 Textseiten, 97 Katalogseiten, 34 Seiten Bibliographie, einem knappen Index von sechs Seiten und 16 Tafeln kann das Buch als sehr umfangreich bezeichnet werden. Es lag darüber hinaus bereits zwei Jahre nach der Promotion gedruckt vor. Allerdings hätte ein rigides Vorgehen bei der Überarbeitung des Textes nicht nur helfen können, zahlreiche Fehler in Typographie und Zeichensetzung zu vermeiden, sondern hätte besonders die Lesbarkeit der Arbeit gefördert.

Der Textteil des Buches umfasst neun Kapitel. In der Einleitung (1, S. 19-29) werden Gegenstand, Fragestellung, Forschungsgeschichte und Methode der Untersuchung beschrieben. Es geht W. F. konkret darum, „strukturelle Besonderheiten griechischer Orakelheiligtümer aufzudecken und diese in einen funktionellen, religionsgeographischen bzw. ritualdynamischen Kontext zu bringen. Die Einbindung in einen sozial- und religionshistorischen Hintergrund soll dieses Phänomen abschließend erklären. Durch eine dezidierte Betrachtung der Architektur unter Einbeziehung aller Disziplinen der Altertumswissenschaft lassen sich kanonische Wiederholungen und Ursprünge einzelner Elemente aufstellen“ (S. 26). Es wird klar, dass es der Autorin nicht nur um Architektur geht, sondern besonders um Raum Aspekte der Orakelheiligtümer in ihrer Landschaft, aber auch um Aspekte der räumlichen Binnenstruktur zum Ziel einer Ritualanalyse. Der zitierte Passus ist weiterhin beispielhaft für die sprachlichen Unzulänglichkeiten der Arbeit: es wird nämlich nicht deutlich, welches „Phänomen“ hier erklärt werden soll, und es ist wohl kaum möglich, kanonische Wiederholungen und Ursprünge einzelner Elemente aufzustellen, sondern nur sie zu erschließen.

Tatsächlich fehlte bislang eine systematische, die Architektur der Orakelstätten betrachtende Analyse, da sich Bücher über griechische Orakel in der Regel aus althistorischer oder religionswissenschaftlicher Sicht mit dem Thema beschäftigten. Die Publikationsgrundlage vieler Orakelstätten ist dabei allerdings nicht gerade ermutigend. So sind etwa Sura, Klaros, Dodona, Ephrya nicht systematisch publiziert.

W. F. verfolgt in ihrer Arbeit drei Ansätze (S. 22): einen soziopolitischen (im Anschluss an F. de Polignacs Studien zur Beziehung zwischen Heiligtum und Polisgenese), einen kulturenthropologischen (in Folge von A. van Genneps Untersuchungen zu *rites de passage* und V. Turners Arbeiten zu Ritualen) sowie einen religionshistorischen (zu den Begriffen ‚sakraler Raum‘ im Anschluß an Mircea Eliade und Natur in Folge von altphilologischer Forschung wie W. Elligers Arbeit „Die Darstellung der Landschaft in der griechischen Dichtung“ von 1975¹). In der Einleitung umreißt W. F. die Begriffe und den Forschungsstand der Ansätze nur kurz und keineswegs vollständig. Vielmehr führt sie diese Aspekte erst im weiteren Verlauf der Arbeit aus, womit das einleitende Kapitel „Forschungsgeschichte“ (S. 21-26) etwas knapp gerät.

Eine Beschränkung auf die auf S. 26 skizzierten Fragen wäre sinnvoll gewesen. Anstatt dessen folgt nun ein umfangreiches Kapitel 2 zu den griechischen Orakelgöttern und Methoden der Weissagung (S. 30-105). Hier werden weitgehend ältere Analysen zusammengefasst. Gerade der Teil zu den griechischen Göttern, in dem diese auch unabhängig von ihrer Verbindung zu Orakeln beschrieben werden, ist notgedrungen gestrafft und wird somit wiederum den Figuren der Götter nicht gerecht – was natürlich auch nicht Gegenstand der Arbeit war. Es wäre sinnvoller gewesen, auf diesen Teil gänzlich zu verzichten. Knappe Verweise auf die einschlägigen Arbeiten etwa von W. Burkert sowie bezüglich der Orakelmethoden auf die von H.W. Parke, A. Bouché-Leclercq und D. Ogden hätten genügt.

Das Kapitel 3 („Den Göttern so nah. Topographie und Chronologie griechischer Orakel“, S. 106-193) ist das erste Kernstück der Arbeit. Hier werden übersichtlich die Ergebnisse zu Lage, den Göttern, der Orakelmethode, sowie Architektur und Natur sowie Datierung zusammengefasst. Auf dieses Kapitel der Arbeit wird fortan jeder zurückgreifen, der sich mit der Architektur der Heiligtümer beschäftigen möchte, da diese Zusammenstellung bislang fehlte. Der größte Teil dieses Kapitels umfasst eine ausführliche katalogartige Baubeschreibung der gesicherten Orakelheiligtümer, der weitgehend deskriptiv bleibt. Bedauerlich ist, dass häufig auf veraltete Literatur verwiesen wird.²

¹ Wesentlich ist jetzt der mittlerweile erschienene Beitrag von N. Dietrich, *Figur ohne Raum? Bäume und Felsen in der attischen Vasenmalerei des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr.*, *Image & context* 7 (Berlin/New York 2010), bes. S. 11-20.

² S. 122: Literatur zu Apollon auf dem Deiras in Argos nur bis Roux 1957. S. 125-127: zu Delos das sehr allgemeine Buch Hadjidakis 2003, doch liegen zahlreiche neuere Einzeluntersuchungen vor. Anm. 836: zur Seltenheit dorischer Tempel im hellenistischen Kleinasien als Beispiel nur Langenstroem 1992, S. 252, s. jedoch ausführlich zum Thema H. Knell, *Dorische Ringhallentempel in spät- und nachklassischer Zeit*, *JdI* 98, 1983, S. 203-233. S. 188-190: zu Palike ist mittlerweile eine Monographie erschienen: L. Maniscalco (Hrsg.), *Il santuario dei Palici. Un centro di culto nella Valle di Margi* (Palermo 2008).

In Kapitel 4 und 5 folgen schließlich ausführliche Beschreibungen von nicht-griechischen Orakeln, sowohl deren Befunde als auch deren Orakelmethode (S. 194-240). Dafür, dass dieser Teil keine Vollständigkeit beansprucht, ist er sehr ausführlich, vom Ergebnis her aber wenig ergiebig: eine griechische Besonderheit wird betont, nämlich die Anzahl der ortsgebundenen Orakelstätten (S. 207). In manchem ist das Ergebnis sogar fraglich bzw. widersprüchlich: Der Weg verschiedener Methoden wie Omen- und Eingeweideschau wird vom Osten nach Griechenland geführt haben, die Station im mykenischen Griechenland (S. 239)³ ist jedoch nicht erwiesen (richtig: S. 240).

Ein zweites Kernstück des Buches ist Kapitel 6 (Natur, Architektur und Kult. Die Rezeption kultspezifischer Bedürfnisse in der Architektur griechischer Orakelheiligtümer, S. 241-287). Nun werden einzelne Natur- als auch Architekturelemente griechischer Orakelheiligtümer besprochen, die für den Kult relevant sind. Auch wenn selbst hier die Ergebnisse nicht überraschend sind, so ist doch die Auseinandersetzung mit den einzelnen Elementen wichtig. Zu Recht beginnt W. F. mit Naturelementen. Wie bereits im Vorwort ankündigt, beschäftigt sich die Verf. auch mit der Raumdebatte. Sie sucht nach dem „sakralen oder rituellen Raum“ (S. 241), übergeht dabei jedoch, dass Riten nicht an jeder Stelle eines sakralen Raumes durchgeführt werden. Konkret geht es wohl eher um den sakralen Raum, denn er konnte als *temenos*, *hieron* oder *peribolos* bezeichnet werden (ebenda), doch muss dieser Raum nicht markiert sein, sondern kann auch durch einen rituellen Akt und durch Wahrnehmungsprozesse konstituiert werden. Und die Frage, inwieweit ein Kultplatz architektonisch ausgestaltet ist, muss schließlich geprüft werden. Zu Recht betont W. F., dass zahlreiche Orakelheiligtümer an landschaftlich auffälligen Orten liegen, ja sogar wegen dieser Auffälligkeiten an betreffender Stelle angelegt wurden. Hier wäre nun aber wichtig zu untersuchen, inwieweit dies nur für Orakelheiligtümer und nicht für griechische Heiligtümer im allgemeinen zutrifft. Nicht ausgearbeitet wurde der Hinweis (Anm. 1135), dass das Phänomen nicht nur auf Orakelheiligtümer beschränkt ist und bereits in minoischer Zeit Heiligtümer „oft in Verbindung mit einem natürlichen Kultort errichtet sind“.⁴ Der Begriff „natürlicher Kultort“ impliziert die problematische These, dass Orte an sich heilig sind (wie Mircea Eliade annimmt), aber die Verf. bleibt eine Erklärung darüber schuldig, ob sie nun auch für griechische Zeit eine Verbindung von Naturphänomen und Heiligtümern jenseits von Orakelheiligtümern annimmt. Zu Recht richtet sie sich jedenfalls gegen die Vermutung, dass

³ Zu mykenischen Funden von Delphi und deren zweifelhafter Bedeutung für einen Kult s. ausführlich S. Müller, BCH 116, 1992, S. 481-486; Ch. Whittaker, *Mycenaean Cult Buildings* (1997) 8.

⁴ Maßgebliche Literatur dazu: B. Rutkowski, *Cult Places in the Aegean World* (1986).

Heiligtümer mit Bezug zur Unterwelt diese Naturphänomene am häufigsten aufwiesen (S. 242).

Alle Naturphänomene in Orakelheiligtümern werden dann in die Kategorien *locus amoenus* bzw. *locus horridus* geschieden. Diese Begriffe stammen frühestens aus hellenistischer Zeit und erscheinen lediglich in der literarischen Überlieferung. Es wäre daher angebracht zu hinterfragen, ob und inwieweit die Unterscheidung zwischen idealisierter, blühender Natur und wilder, unkultivierter Natur überhaupt für griechische Heiligtümer vor der hellenistischen Zeit angebracht ist.

Terminologische Ungenauigkeiten treten auch im Kapitel zum Hain (6.1) auf. Dort wird von einem Baumkult gesprochen (S. 243), was die Verehrung eines Baumes impliziert, was in der neueren Literatur meist abgelehnt wird.⁵ Zur Begründung der Vermutung, dass Haine der Kultgründung vorausgingen, sie gar bedingten, führt W. F. mythologische Literatur heran, was methodisch fraglich ist. Ebenso hypothetisch ist die Vermutung, dass ein zunächst freier weitläufiger Platz in der Nähe von Tempel oder Altar als „relativ eindeutiger Hinweis“ (S. 245) für die Existenz eines Haines gewertet wird. Gerade vor dem Tempel und am Altar sollte Platz für die Kultrituale, Tänze, Versammlungen, Statuenaufstellungen etc. sein. Natürlich ist die Bestimmung der chronologischen Entwicklung von Hainen in Heiligtümern fast unmöglich, selbst in den wenigen Fällen, in denen Pflanzgruben gefunden wurden.⁶ Charakter und Funktion heiliger Haine waren sicherlich durchaus unterschiedlich und Veränderungen unterworfen, aber der Verweis auf M. Horster, mit dem Hinweis, dass diese dem heiligen Hain eher eine positive Konnotation zuschriebe (S. 245 mit Anm. 1159), erscheint sehr unzusammenhängend. Die Erkenntnis von Horster ist ja gerade, dass Haine kein reines wirtschaftliches Nutzland von Heiligtümern waren, sondern zum unmittelbaren Bedarf des Heiligtums genutzt wurden, also sowohl zur Kultausübung, aber auch für Baumaßnahmen und Brennholz im Heiligtum dienen (Horster 2004, S. 101).

Interessant ist das Ergebnis, dass der Hain seit hellenistischer Zeit nicht mehr als Ritualschauplatz im Orakelkult dient, sondern Bestandteil des vorberei-

⁵ Eher unbeholfen Anm. 1148. „In der früheren Forschung wurden die Begriffe Haine und Baumkult noch vermischt. F. Graf und J. Scheid distanzieren sich jedoch davon.“ Offenbar meint W. F. mit dieser „Vermischung“, dass der Begriff Baumkult von vielen abgelehnt wird, s. auch Eliade 1998, S. 309.

⁶ Außer den genannten Beispielen s. nun auch M. Carroll, *Nemus et Templum: Exploring the sacred grove at the Temple of Venus in Pompeii*, in: Pierre Giovanni Guzzo/Maria Paola Guidobaldi (Hgg.), *Nuove ricerche archeologiche nell'area vesuviana (scavi 2003-2006)* (Roma 2008) S. 37-45.

tenden Rituals war bzw. zur Unterstützung des Gesamteindrucks des Heiligtums diene (S. 250). Allerdings müsste die implizierte chronologische Entwicklung erst geprüft werden: auch vorher sind nach den Darstellungen der minoischen Bildkunst (Bäumeschütteln auf Siegeln und Tanzszenen etwa im *sacred grove and dance fresco* von Knossos) keinerlei rituellen Vorgänge in Hainen bekannt, weshalb gerade der Begriff „Baumkult“ zurecht von manchen heute abgelehnt wird. Gleiches Ergebnis trifft nach W. F. auch für den kultivierten, besonders in Apollonheiligtümern auftretenden, dem wilden entgegengesetzten Hain zu. Auch dieser ist eher „Erholungsort“, aber auch hier spricht sie von einer Entwicklung „vom Kultort zur Kulisse“ (S. 252), die nicht anhand des Befundes belegt werden kann. Die apollinische Dominanz über das Wilde ist nicht angebracht: zu viele Haine sind in der Antike mit anderen Göttern in Verbindung zu bringen.

Auch die Ausführungen zur Quelle (6.2) hätten von einem weiter gespannten Blickwinkel profitiert. Es mag zwar zutreffen, dass mindestens 52 % aller in der Arbeit auftretenden Heiligtümer über eine Quelle verfügen, doch trifft dies wohl für die Gesamtheit aller griechischen Heiligtümer zu. Die Trennung zwischen *locus horridus* und *locus amoenus* wird bereits hier fraglich, da Quellen meist nicht negativ konnotiert sind, wie die Verf. selbst konstatiert. Allerdings vermischt W. F. Quellen mit anderen Gewässern wie Flüssen, Geysiren und Seen. Sinnvoller wäre hier die bereits in der Antike nachweisbare Unterscheidung zwischen fließenden und stehenden Gewässern gewesen. Die Literatur ist auch hier nicht auf dem neuesten Stand.⁷

Gleiches betrifft die Grotte (6.3, S. 256-266). Für die Definition „mit Grotte wurde in der Antike in der Regel eine speziell bearbeitete Höhle mit natürlicher oder künstlicher Bewässerung bezeichnet“ (S. 256) liefert W. F. keinen Nachweis und der zweite Teil der Definition dürfte schlicht falsch sein. Zwar sind Grotten eher künstlich als Höhlen, Wasservorkommen spielt aber keine definitorische Rolle. Die Literatur ist teils veraltet, Maßgebliches fehlt,⁸ teils

⁷ Etwa S. 262 zu Kulten am Meer s. M. Romero Recio, *Cultos marítimos y religiosidad de navegantes en el mundo griego antiguo* (Oxford 2000), S. 254: Zu Perirrhanteria s. H. Pimpl, *Perirrhanteria und Louteria* (Berlin 1997), ebenda: zu Brunnenbauten in Asklepieia s. Riethmüller 2005 und das von der Autorin nicht zitierte Buch von M. Melfi, *I santuari di Asclepio in Grecia* (2007).

⁸ S. 57 Anm. 242, zu Nymphenhöhlen in Attika ausführlich J. Wickens, *The archaeology and history of cave use in Attica, Greece from prehistoric through late Roman times*, Ph.D. diss., Indiana University 1986, s. auch J. Larson, *Greek nymphs: Myths, cults and lore* (Oxford 2001), G. Schörner/H.R. Goette, *Die Pan-Grotte von Vari* (Mainz 2004). Ferner K. Sporn, *Höhlenheiligtümer in Griechenland*, in: Chr. Frevel/H. v. Hesberg (Hgg.), *Kult und Kommunikation. Medien in Heiligtümern der Antike* (Wiesbaden 2007) S. 39-62; jetzt auch: Y. Ustinova, *Caves and the Ancient Greek Mind* (Oxford 2009); K. Sporn, *Sites*

wird von einer Quelle abstrahiert ohne die Methode zu hinterfragen.⁹ Die Unterscheidung zwischen *locus horridus* und *locus amoenus* ist hier kaum mehr tragfähig, sieht man davon ab, dass viele Höhlen als der Eingang zur Unterwelt gesehen wurden. Richtig ist die Beobachtung, dass Höhlen im Orakelkontext zu einem bestimmten Zeitpunkt artifiziell wurden, was hier in manchen Fällen als eine Entmystifizierung und Kultivierung, in anderen aber als das genaue Gegenteil, eine Steigerung der dunklen Stimmung, gedeutet wurde (S. 262f.). Hier wäre eine genaue chronologische Untersuchung angebracht, die außer den Orakelhöhlen auch weitere Kulthöhlen in Betracht zieht.

Die folgenden Kapitel zu den architektonischen Strukturen (Altäre, Tempel) bringen kaum Neues. Bezüglich der Altäre wäre gerade auszuführen gewesen, inwieweit sie für das Ritual in Orakelkultstellen überhaupt nötig sind, was ja für die Orakelbauten und den Tempel erkannt wurde (S. 277. 323). Der Altar selbst war für den Orakelvorgang nämlich nicht relevant, sondern nur der Ort bzw. das Medium der Weissagung waren von Belang. Bedingt durch die unterschiedlichen Orakelmethoden waren verschiedene Strukturen möglich, wobei abgeschiedene, unterirdische Räume häufig vorkommen.

Im folgenden Kapitel 7 (S. 288-318) geht es um von der Verf. als „soziale Bauten“ bezeichnete Raumeinheiten, die berücksichtigt werden, um zu untersuchen „inwieweit sich die gesellschaftlichen Anforderungen an eine Kultstätte mit den kultischen decken bzw. diese verändern.“ Diese Fragestellung ist zwar im Allgemeinen für Heiligtümer relevant, doch bringen auch die Ergebnisse konkret für Orakelheiligtümer nichts Neues. Es ist bekannt, dass interregionale oder überregionale Heiligtümer, die Sitze von Bünden sind, eine andere Tragweite als Kultstätten geringerer Strahlkraft haben und bedürfen daher andere Nebenbauten sowohl politischer als auch administrativer Funktion oder Dienstleistungsbauten.

In Kapitel 8 werden Orakelheiligtümer schließlich als „spirituelle Kultstätte“ und als politisch relevante Versammlungsorte betrachtet (S. 319-344). Der Abschnitt zu dem Orakelheiligtum als Versammlungsort erschließt kaum neue

naturels et paysages religieux: le cas des grottes dans le monde grec, in: J. Scheid/F. de Polignac (Hgg.), Qu'est-ce qu'un «paysage religieux»? Colloque, Institut national d'histoire de l'art Paris, 8-9 avril 2009, *Revue de l'histoire des religions* 4, 2010, S. 553-571. Zu minoischen Kulthöhlen (S. 257 Anm. 1244): L. Tyree, *Cretan sacred caves* (Diss. Missouri 1974); P. Faure, *Fonctions de cavernes cretoises* (1964), ders., *Ιερά σπήλαια της Κρήτης* (2000); L.V. Watrous, *The cave sanctuary of Zeus at Psychro* (Liège 1996).

⁹ Etwa S. 257 Anm. 1246: die Aussage, dass seit dem 5. Jh. v. Chr. Grottenheiligtümer in Attika v.a. von Frauen genützt wurden, leitet sie aus Men. Dysk. 260ff. ab, doch viele andere namentliche Weihungen nennen konkret Männer, s. etwa Schörner/Goette a.O.

Wege, und zwar besonders deswegen, weil die Verf. als das Wesentliche am Orakelgeschehen die „Ritualintimität“ (S. 331) erkennt. Diese erfordert eine Isolierung des Fragenden, die besonders in Orakelheiligtümern durch Naturelemente gewährleistet wird. Diese Naturelemente bleiben in den Heiligtümern zwar erhalten, werden im Laufe der Zeit aber immer mehr überbaut und artifiziell, in römischer Zeit, „vermutlich aber bereits in hellenistischer Zeit“ (S. 331f.) imitiert. Die Naturwahrnehmung spielt in Übergangsriten sicher eine wichtige Rolle, doch hätte besonders im Schlusskapitel nun darauf eingegangen werden sollen, dass dies für zahlreiche weitere Riten gilt: für männliche Initiationsriten, die in der Abgeschiedenheit der Berge stattfanden, für weibliche Initiationsriten auch im Zusammenhang mit Gärten, für Jahreszyklusriten wie bei Demeterkulten an Abhängen bzw. am Rande der Stadt. Die der Arbeit zugrundeliegende Idee ist, dass mit zunehmender Bedeutungssteigerung ein Orakel architektonisch aufwendiger gestaltet wird und eine Entwicklung von Natürlichem zu Artifiziellem durchläuft (etwa S. 198 zu Italien; S. 242. 282. 255 Anm. 1233; 285. 316. 331). Diese Beobachtung ist zweifelsohne plausibel, wenngleich ein Blick auf andere Heiligtümer notwendig gewesen wäre, um eine mögliche Sonderstellung der Orakelheiligtümer erschließen zu können.¹⁰

Die Leistung des Buches liegt darin, viel verstreutes Material aufgearbeitet, analysiert und zusammengebracht zu haben. Besonders im Hinblick auf die Erforschung der Natur in Heiligtümern gibt es neue Impulse. Umso ärgerlicher sind die zahlreichen formalen und inhaltlichen Mängel des Manuskripts. Zahlreiche typographische Fehler,¹¹ fehlende Leerstellen,¹² fehlerhafte Interpunktion,¹³ fehlende Wörter¹⁴ lassen eine übereilte Redaktion vermuten. Man-

¹⁰ Leider lag der wichtige Aufsatz von Jannis Mylonopoulos zum Thema Natur in Heiligtümern der Verf. nur in einem vorläufigen Manuskript vor. Jetzt publiziert: J. Mylonopoulos, Natur als Heiligtum – Natur im Heiligtum, *Archiv für Religionsgeschichte* 10, 2008, S. 51-83.

¹¹ Hier nur ein paar Beispiele: Anm. 533: Bucholz statt Buchholz, Anm. 580. 597. 617. 619. 620. 622. 1507. 1530: Maaß (Anm. 1234 Maas) statt Maass 1996, Anm. 846: Gallo 185/86 statt Gallo 1985/86; Anm. 899 Mueum statt Museum, Anm. 901: Champeuax statt Champeaux, S. 199 unten: „großzügig unterstützen“ statt „großzügig unterstützten“ Kulte, Anm. 922: altägyptischen statt altägyptischen; Anm. 956: Cerny 43 statt Cerny 1962, 43; Anm. 1244: Rutkowski/Nowicki 1996 statt Rutkowski/Nowicki 1996 (Nowicki in *Bibliographie* S. 474 ebenso falsch geschrieben), S. 274, 1. Zeile: R. Ricciardi statt M. Ricciardi, S. 276: K. Carapanos statt C. Carapanos, Anm. 1637: Sculyl 1962 statt Scully 1962.

¹² Anm. 925: Davies/Smith1997 statt Davies/Smith 1997.

¹³ Fehlende oder falsch gesetzte Kommata sind so häufig, dass sie hier nicht einzeln angeführt werden können. Zuweilen kommt dies bei der Literaturangabe vor (etwa Anm. 964), häufig aber im Satz. Dabei fallen besonders Anglizismen auf, etwa S. 214 bei 5.1.1.2: „Im Gegensatz zum Prozessionsorakel, fand es vermutlich direkt im Adyton des Tempels statt“, S. 219 Mitte: „Ein möglicherweise speziell für den Zweck der Inkubation errichtetes Gebäude, findet sich in der Mitte der Heiligtümer.“ Häufig auch Komma vor Kom-

che Fehler treten jedoch so häufig auf, dass sie kaum mehr durch Flüchtigkeit zu erklären sind. So kommen besonders viele Fehler bei der Transkription alt¹⁵ und neugriechischer¹⁶ Begriffe, Fremdwörter¹⁷ sowie französischer Titel¹⁸ vor. Die Zitierweise lässt Einheitlichkeit vermissen: Offensichtlich sollte im Autor-Jahr-Schema zitiert werden, doch erscheint häufig ein Komma zwischen Autor und Jahr,¹⁹ selbst innerhalb der Bibliographie bestehen Inkongruenzen bezüglich der Zitierweise,²⁰ für die antiken Autoren ist kein Versuch einer einheitlichen Zitierweise, entweder nach den Regeln des Kleinen oder Neuen Pauly

paration: S. 275 Mitte: „Demnach diente der so genannte Zeustempel von Olympia ... eher als Schatzhaus, denn als Tempel.“, S. 291 oben: „älter, als“.

¹⁴ S. 215 letzter Satz: „Eine Geheimkammer über dem Adyton hat es diesem frühen Tempel meiner Meinung nach nicht gegeben“; Anm. 139: „Dennoch muss betont werden, dass dieses Phänomen, allein auf Orakelstätten beschränkt ist, sondern ...“ (richtig: „... nicht allein auf Orakelstätten beschränkt ist“).

¹⁵ S. 46: enagsima statt enagisma, S. 49: tayos statt taphos, S. 58 Anm. 246: Plat. Pheadr. statt Plat. Phaedr., S. 69. 113: Eleithyia statt Eileithyia, Anm. 314: Pind. Phyt. statt Pind. Pyth. (richtig in Anm. 407) sowie „mit weiblichem Kourotraphos“ statt „mit weiblicher Kourotraphos“, Anm. 330: Philotratos statt Philostratos, Anm. 358: nekumanteion statt nekyomanteion, Anm. 359 sowie S. 111. 112. 114. 272: Phygaleia statt Phigaleia, Anm. 391: Tyr statt Tyros, S. 94: Maximus von Tyrins statt Maximus von Tyros, S. 103: Kleromantik (griech: klaernsis???), Anm. 530: Epitaph Pythion statt Epitheton Pythios, S. 110: Pharai statt Pherai, Phytæus statt Pythios, S. 111. 112: Platea (Anm. 1476 Plateia) statt Plataiai, S. 116: Telpousa statt Thelpousa, S. 111. 116: Kithaeron statt Kithairon (in Anm. 548: Kithareon), S. 112: Amphykleia statt Amphikleia, Anm. 539: Phyto statt Pytho, S. 119: Athena Pronaios statt Athena Pronaia; Anm. 1029: Cremma statt Cremna; Anm. 1313: „Apollon Phytios und Athena in Gortys“ statt „Apollon Pythios und Athena in Gortyn“, S. 247: „Tesmophorien“ statt „Thesmophorien“, S. 248: „auf der Altis“ statt „in der Altis“, Anm. 1556: seikos statt sekos.

¹⁶ Anm. 542: Moustake 2002 statt Moustaka 2002.

¹⁷ S. 115: Cleromantik statt Kleromantik, S. 163: ichtyomantisch statt ichthyomantisch (entsprechend fehlerhaft S. 256: Ichtyomantik), S. 168. 213 und passim: der Temenos statt das Temenos, S. 170: Kollonadengebäude statt Kolonnadengebäude, S. 216 letzter Absatz: detailliert statt detailliert, S. 250. 252 Mitte und Anm. 1220: das paradeison statt der paradeisos (richtig S. 251).

¹⁸ Fast durchweg La Coste-Messalière statt La Coste-Messelière (etwa Anm. 264 sowie Bibliographie S. 464, in Anm. 590 dagegen: Coste-Messelière), in Anm. 464 zudem: Flacelière statt Flacelière, beides richtig in Anm. 310), Anm. 329. 390, 527. 528. 533: Bouché-Lecerlqc bzw. Bouché-Leclercq oder Bouché-Leclercq statt Bouché-Leclercq, Anm. 458: Bruneaux statt Bruneau, Anm. 621: Bommlear (Anm. 1416 und 1417: Bommelear, Anm. 1505: Bommelelar) statt Bommelaer; Anm. 676. 677. 1175: Bonnechere bzw. Bonnchère statt Bonnechère, Anm. 813. 814. 825. 826. 827. 830 sowie Bibliographie Genière statt La Genière. Ferner „rite de passage“ mehrfach als Plural begriffen. s. S. 336f., S. 345: Lourde statt Lourdes.

¹⁹ Bsp. Anm. 232. 248. 249. 265. 313. 365. 448. 497. 501. 628. 632. 733. 769. 926. 1165. 1274. 1315. 1370. 1417. 1549. 1637.

²⁰ Behrends-Du Maire 1993, Cabanese 1988 richtig: Cabanes 1988, Cancik/Gladigow/Kohl 1998, richtig: Cancik/Gladigow/Kohl 1988-2001; Erhardt 1998 und 2002, richtig Ehrhardt 1998 und 2002; Genière, richtig: La Genière (wie La Coste-Messelière).

oder nach Liddell Scott erkennbar.²¹ Viele sprachliche Mängel kommen hinzu,²² Punkte am Satzende fehlen zuweilen.²³ Ferner wird sehr häufig ausführlich ältere Literatur zitiert, auf neuere aber verzichtet. In der Bibliographie fehlen zahlreiche Titel, die im Text abgekürzt werden.²⁴ Schließlich sind die Abbildungen zwar nicht zahlreich, aber im Großen und Ganzen angemessen.²⁵ Eine Überarbeitung und Straffung hätte dem Manuskript vor der Drucklegung gut bekommen.

Prof. Dr. Katja Sporn
 Fachbereich Altertumswissenschaften
 Klassische und Frühägäische Archäologie
 Residenzplatz 1/II
 A-5020 Salzburg
 E-Mail: Katja.Sporn@sbg.ac.at

²¹ Anm. 236: Plut. Aris. 11, dagegen Anm. 244: Plut. Aristeides, 11; Anm. 339. 495: FHG statt FgrHist, Anm. 398: Plat. Phaed.; in allen folgenden Anm. Plat. Phaedr., Anm. 529 Pind. Pythian, Anm. 593: Strab, sonst Str. wie etwa Anm. 625. 722. 728. 738. 766. 772. 774, Anm. 781. 783: Did bzw. Did., wohl für Inschriften von Didyma; Anm. 869: Horaz. Carm. statt Hor. Carm.; Anm. 1107 Dionys. Hal., in Anm. 1103-5 dagegen Dion. Hal.; Anm. 1134: Nestor, gamma 273ff. statt Hom. Od. III 273 ff. sowie B 305ff. statt Hom. Il. II 305ff. (wohl-gemerkt steht in der Odyssee aber nichts von Bäumen, in deren Zusammenhang die Stelle mitunter genannt ist); Anm. 1184 und 1185: Lucan, de bello civili statt Caes., de bello civili (3,399-452).

²² S. 266: „In der Archäologie ist ein Altar ...“, S. 268: „[der Altar des Zeus von Olympia] wurde etwa seit dem 10. Jh. ... aufgeschüttet“, S. 269: „Die „Negativform“ des griechischen Altars war der Bothros“, S. 289: „Epigraphik und Fundlage datieren den Bau ...“, S. 319: „Anders als unsere heutige westliche Vorstellung von einer religiösen Kultstätte, war ein antikes Heiligtum alles andere als ein rein sakral genutzter Raum.“

²³ Anm. 228. 253. 328, dafür auf S. 62 Punkt nach „Zeus“ in der Überschrift.

²⁴ Amandry 1995 (Anm. 601), Briquet 1993 (Anm. 1172), Bruneau/Ducat 1983 (Anm. 1377, wohl Bruneau 1983), Graf 1992 (Anm. 12. 1135); Haß 1998 (u.a. Anm. 1138); Karapanos 1878 (S. 367, richtig Carapanos 1878), Kledt 2000 (Anm. 1141, in Bibliographie fälschlich Kladt 2000), Turner 2005 (in Bibliographie fälschlich Turner 1989), Wissowa 1912 (Anm. 1098, wohl RE).

²⁵ Allerdings ist auf S. 148 der Plan vom Amphiareion in Oropos verzerrt.

Tanja GOUDA, Der Romanisierungsprozess auf der Iberischen Halbinsel aus der Perspektive der iberischen Kulturen. ANTIQUITATES, Archäologische Forschungsergebnisse 54. Hamburg: Dr. Kovač 2011, 620 S., 109 s/w-Abb.

Die Erforschung des Romanisierungsprozesses auf der Iberischen Halbinsel zählt zu den Hauptfeldern archäologischer und historischer Untersuchungen im römischen Hispanien. In zahlreichen Einzeluntersuchungen und übergreifenden Kolloquien wurde dieses Thema aufgenommen und diskutiert.¹

Ziel dieser Studien ist es, den Wandel in den lokalen Gesellschaften infolge des politischen und militärischen Ausgreifens Roms in Hispanien zu untersuchen. Mit dem Begriff der ‚Romanisierung‘ wird dieser Prozess umschrieben und gleichgesetzt. Bei Untersuchungen von Romanisierung wird zwischen einem historisch-politischen und einem kulturellen Veränderungsprozess unterschieden.² Ersterer betrifft die Eroberung der Halbinsel durch Rom, der die Ansiedelung von Italikern und die Einrichtung einer Provinzverwaltung nach sich zog. Letzterer beschreibt dagegen die kulturellen Auswirkungen auf die lokalen Gesellschaften.³

Beide diese Aspekte der Romanisierung sind spätestens seit den Untersuchungen von J.M. Blázquez⁴ und G. Alföldy⁵ für die Forschung essentiell.

Die hier zu besprechende Arbeit wurde als Dissertation im Fach Klassischer Archäologie an der Universität München im Jahr 2009 angenommen. Ihr formuliertes Ziel ist es, die unterschiedlichen Formen der Romanisierung auf der Iberischen Halbinsel aus dem Blickwinkel der iberischen Kulturen zu

¹ Um nur einige Beiträge zur Thematik zu nennen: G. Alföldy, Römisches Städtewesen auf der neukastilischen Hochebene: Ein Testfall für die Romanisierung, Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse (1987), 16; W. Trillmich/P. Zanker (Hgg.), Stadtbild und Ideologie: Die Monumentalisierung hispanischer Städte zwischen Republik und Kaiserzeit, Kolloquium in Madrid vom 19. bis 23. Oktober 1987, Abhandlungen Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse (München 1990), 15; W. Trillmich u.a. (Hgg.), Hispania Antiqua. Denkmäler der Römerzeit (Mainz 1993), 5; O. Jäggi, Der Hellenismus auf der Iberischen Halbinsel: Studien zur iberischen Kunst und Kultur: das Beispiel eines Rezeptionsvorgangs, *Iberia archaeologica* 1 (1999), 11; A. Nünnerich-Asmus, Heiligtümer und Romanisierung auf der Iberischen Halbinsel: Überlegungen zu Religion und kultureller Identität (Mainz 1999), 9.

² Vgl. Jäggi, Der Hellenismus auf der Iberischen Halbinsel, 3 mit weiterführender Literatur.

³ Jäggi, Der Hellenismus auf der Iberischen Halbinsel, 3-4.

⁴ J.M. Blázquez, Causas de la romanización de Hispania, *Hispania* 24, 1964, Nr. 93, 5-26; Nr. 94, 165-184; Nr. 95, 325-374; Nr. 96, 485-508.

⁵ Alföldy, Römisches Städtewesen auf der neukastilischen Hochebene.

analysieren. Waren in der bisherigen Forschung die Römer als Agitatoren und Bringer der „römischen“ Zivilisation Ausgangspunkt aller Überlegungen, möchte diese Arbeit dezidiert die „Perspektive umkehren und nicht die Römer, sondern die Iberer als eigene Größe in den Mittelpunkt der kulturellen Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte v. Chr. stellen [...]“ (S. 20). Der Autorin (im Folgenden G.) geht es im Besonderen um das Aufzeigen der Vielfalt an Reaktionsmöglichkeiten der Iberer auf das Ausgreifen der Römer, die sich nach ihrer Annahme „anhand des iberischen archäologischen Materials“ analysieren lässt.

Ein weiteres Ziel von G. ist eine Revision der kulturhistorischen Modelle von Romanisierung und Akkulturation, die auf ihre Anwendbarkeit in den Altertumswissenschaften hin überprüft werden sollen (S. 22). G.s Kritikpunkt am bisherigen Modell der ‚Romanisierung‘ ist die dem Begriff immanente Einseitigkeit, die für Kulturkontakte generell nicht zu konstatieren ist. Einige Forscher drängten sogar darauf, diesen Begriff wegen der daraus entstehenden Missverständnisse völlig aus der Forschung zu verbannen.⁶ Bereits in dem von Schörner 2005 herausgegeben Kolloquium „Romanisierung – Romanisation“⁷ wird dieses Problem angesprochen. G. versucht, indem sie die darin angesprochenen Kritikpunkte aufnimmt, auf „der Grundlage der materiellen, bildlichen und schriftlichen Quellen ein differenziertes Konzept zu entwickeln, dass den zunächst einseitigen Begriff der ‚Romanisierung‘ in seiner prozesshaften Komplexität definieren kann“ (S. 22). Für ihre Untersuchung hält G. dennoch an dem Begriff der Romanisierung fest.

Zeitlicher Rahmen der Untersuchung sind die beiden letzten vorchristlichen Jahrhunderte, die als die „formative Phase der späteren Provinzkultur“ Iberiens angesehen werden. In dieser Zeit vollzog sich laut den historischen Quellen die römische Okkupation der hispanischen Halbinsel. Den Untersuchungsgegenstand bilden Städte und ländliche Siedlungen der Iberer. Da die Arbeit synthetisierend angelegt ist, dient bereits publiziertes Material als Datenbasis. G. untergliedert das Siedlungsgebiet der Iberer in ein nordöstliches, vor allem griechisch geprägtes Gebiet,⁸ die hispanische, phönizisch geprägte Levante-Küste und den Süden. Diese Gebiete werden durch die Analyse charakteristischer Siedlungen auf Anzeichen von Romanisierung hin ausgewertet und miteinander verglichen. Der komparative Ansatz wurde gewählt, um die sozio-kulturellen Prozesse, die sich aus den unterschiedlichen territorialen und

⁶ Vgl. G. Schörner (Hg.), *Romanisierung – Romanisation, Theoretische Modelle und praktische Fallbeispiele*, BAR International Series 1427 (Oxford 2005), V Anm. 3.

⁷ Schörner, *Romanisierung – Romanisation*.

⁸ Griechischer Einfluss lässt sich in dieser Gegend nur für Ullastret konstatieren. Vgl. Jäggi, *Der Hellenismus auf der Iberischen Halbinsel*.

geografischen Voraussetzungen ergaben, veranschaulichen zu können. Als Parameter für die Untersuchung der einheimischen Reaktion auf die römische Okkupation werden das Vordringen von als „römisch“ angesehenen Elementen wie das rechtwinklige Straßenraster, Baudekor, Forumsanlagen an Kreuzungen, typische römische Keramikarten, *opus-signinum*-Böden, Münzen, bestimmte Kleinfunde und Inschriften untersucht. Ob anhand dieser Parameter tatsächlich die ‚iberische Reaktion‘ und nicht vielmehr die ‚römische Aktion‘ verdeutlicht wird, ist zu hinterfragen.

Die Gliederung des Buches ist äußerst differenziert. Elf Hauptkapitel strukturieren den thematischen Gesamtkomplex, die ihrerseits in mehrere Unterkapitel mitunter bis in die vierte Ebene gegliedert sind. Der einem physikalischen Versuch gleichende, analytische Aufbau ist für das methodische Vorgehen der Autorin verständlich. Für eine Publikation in Buchform und um den Aufbau der Untersuchung klarer hervortreten zu lassen, hätte man sich weniger Kapitel und dafür etwas komplexere Synthesen gewünscht.

Im einleitenden Kapitel (S. 17-36) werden Ziele und Vorgehensweise, der räumliche und zeitliche Rahmen der Arbeit und die zur Verfügung stehenden Quellen (schriftliche Quellen, Münzen, Siedlungsfunde und die Keramik) dargelegt.

Es folgt ein umfangreiches Kapitel (S. 37-79), in dem Begriffsbestimmungen und Forschungsgeschichte besprochen werden. In diesem widmet sich die Autorin auch der Definition häufig gebrauchter und in der Forschung stark diskutierter Begriffe wie Identität, Ethnizität und Kultur, Romanisierung, Romanisation, Eigen-Romanisierung, Akkulturation, Widerstand und Integration sowie Kultur. In einem eigenen Unterkapitel setzt sich G. mit der Forschungsgeschichte zur Romanisierung im Allgemeinen auseinander. Hier durchleuchtet sie die Genese der Begriffe und erläutert in sehr reflektierter Form die dahinter stehenden theoretischen Modelle. Besprochen werden Romanisierung, Kolonialismus, post-colonial studies, Zentrum, Peripherie, Kontaktzonen, Netzwerke, Romanisation, Selbstromanisation, Akkulturation, Assimilation, Integration, Synkretismus, Widerstand. Sowohl in Auswahl als auch in der Reihenfolge der Begriffe ist eine starke Anlehnung an den bereits erwähnten Sammelband „Romanisierung – Romanisation“⁹ zu bemerken. Inhaltlich geht G. jedoch über die dortigen Beiträge hinaus.

Als letzter Abschnitt dieses Kapitels folgt eine Beschreibung der Forschungsgeschichte und des Forschungsstandes speziell zur Iberischen Halbinsel (S. 72-79). Bis in die 60er Jahre hinein wurde in Studien zur einheimischen Bevölkerung

⁹ Schörner, Romanisierung – Romanisation.

Hispaniens besonderer Wert auf deren Widerstand gegen die römische Okkupation gelegt. Einer der ersten Forscher, der aufzeigen konnte, dass der Kulturwandel in Hispanien nicht von Rom initiiert war, sondern das Ergebnis der Nachahmung römischer Formsprache seitens der Einheimischen darstellt, ist der spanische Archäologe Blázquez.¹⁰ Seiner Meinung nach war das Eingreifen Roms in H. in republikanischer Zeit vorwiegend auf die Kontrolle der Minengebiete ausgerichtet gewesen und resultierte weniger aus einer vollständigen politischen Okkupation. Dies änderte sich erst in augusteischer Zeit (S. 74). G. schließt sich der Meinung an, dass römische Stadtgründungen in erster Linie mit dem Ziel der militärischen Kontrolle des Territoriums erfolgten. Insgesamt hätte man sich eine stärkere Fokussierung auf die Forschungen gewünscht, die bereits den Romanisierungsprozess aus iberischer Sichtweise schildern.

Das dritte Kapitel ‚Historische und kulturelle Rahmenbedingungen‘ gibt eine Übersicht zu den auf der Iberischen Halbinsel siedelnden externen Ethnien (Phönizier, Griechen, Punier) vor der römischen Eroberung.

Im vierten Kapitel folgt ein Forschungsüberblick über die Situation der Iberer (S. 99-140) in vorrömischer Zeit.¹¹

An die ausführliche Auseinandersetzung mit den iberischen Kulturen schließt in Kapitel V ein historischer, quellenbezogener Blick auf die ‚Römische Eroberung der Iberischen Halbinsel‘ an.

In Kapitel VI (S. 183-202) wird der Überschrift zufolge auf die Territorialorganisation der Halbinsel in römischer Zeit eingegangen. Dies diene dem Ziel, durch eine „städte- und siedlungsgeschichtliche Untersuchung“ einen Rahmen zu schaffen, „anhand dessen die verschiedenen Romanisierungsmechanismen herausgearbeitet werden“ (S. 183). Aus den Veränderungen der Territorialorganisation werden wesentliche Rückschlüsse auf die Bedeutung von Interaktionsräumen für die städtische Gesellschaft und das Verhältnis zwischen römischen Siedlern und Einheimischen gezogen. Dafür erklärt die Autorin wichtige „Gesichtspunkte der römischen Stadtkultur“, wobei nicht ganz klar wird, wie hier der Zusammenhang zur Überschrift, die immerhin den Titel ‚Territorialorganisation‘ trägt, zu begründen ist. G. beginnt mit der Bedeutung der Bauornamentik (S. 185-186). Des Weiteren werden Mosaiken und *opus-signinum*-Böden als typisch italische Bodenbelagstechniken in ihrer

¹⁰ Blázquez, *Causas de la romanización de Hispania*, 12.

¹¹ Vgl. dazu auch: P. Kruse (Hg.), *Die Iberer*. Ausstellungskatalog Bonn, Kunst- und Ausstellungshalle, 15.5.-23.8.1998 (Bonn 1998), 23. Wenig bzw. oberflächlich angesprochen ist die kontrovers geführte Diskussion zu vorrömischen Kultbauten und deren Aussehen.

Verbreitung besprochen. Auch römische Siedlungstypen wie *Civitas*, *Oppidum*, *Turres*, *Vicus*, *Castellum*, *Pagus*, *Mansio* werden definiert. Gleichzeitig wird darauf hingewiesen, dass diese anhand des archäologischen Befundes nicht bzw. kaum eindeutig bestimmt werden können.

Es folgt ein Abschnitt über das römische Stadtrecht (S. 196-198). Wie am archäologischen Befund ablesbar, bewirkte die Vergabe des Stadtrechtes keine Gleichförmigkeit in der Entwicklung dieser Siedlungen.¹² Stärker zu problematisieren wäre hier wie insgesamt in der Arbeit, inwiefern der stark überbaute Zustand der Städte, den die Autorin selbst mehrmals anspricht, tatsächlich Aussagen zu derartigen Fragen zulässt.

Im Abschnitt über Landverteilung und Besitzverhältnisse arbeitet G. heraus, dass für die Iberische Halbinsel weder eine römische Besiedlungspolitik noch Landzuweisungen in den eroberten Gebieten dokumentiert sind. Möglicherweise war es für die Soldaten der römischen Armee attraktiver, Ländereien in der Heimat zu erhalten (S. 202).

Im letzten Unterkapitel dieses Kapitels widmet sich G. den römischen Villen (S. 202-205) als weiterem Zeichen eines Romanisierungsprozesses. Sie stellt fest, dass die Verbreitung der Wirtschaftsform *villa rustica* erst in der Kaiserzeit einsetzt. Des Weiteren sei nicht zwangsweise davon auszugehen, dass *villae rusticae* von Römern bewirtschaftet wurden. Auch die einheimische Bevölkerung scheint Schritt für Schritt diese römische Agrartechnik übernommen zu haben.

Diese ersten sechs Kapitel stellen die Grundlage für die folgenden, als „Kernkapitel“ (S. 24) bezeichneten Untersuchungen des Buches dar. In diesen Kernkapiteln werden die einzelnen Städte geordnet nach den drei Untersuchungsregionen vorgestellt. Bevor G. jedoch zu der Zusammenstellung des Materials gelangt, werden in einem einleitenden Abschnitt die historischen, administrativen, militärischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen Roms dargelegt. Dies führt erneut vom eigentlichen Thema weg. Möglicherweise hätte es an dieser Stelle gereicht, in einer kapitelimmanenten Zusammenfassung die administrativen Voraussetzungen Roms vergleichend zu denen der Untersuchungsgebiete darzulegen.

In den Kernkapiteln werden nun die Städte und Siedlungen der drei konstruierten iberischen Kulturräume verglichen. Die Fallbeispiele des Nordostens sind Emporion, Taracco, die Gegend um Empordà, Maresme und der Ager

¹² So auch: Alföldy, Römisches Städtewesen auf der neukastilischen Hochebene.

Tarraconensis. Als Fallbeispiele der Levante werden Sagunt, Valentia, Lucentum, Ilici, Carthago Nova, das Umland von Valencia und das Siedlungswesen der südlichen Levante untersucht. Fallbeispiele aus dem Süden sind Córdoba, Castulo, Ilturgi, Obulco, Italica, Carteia, Urso, Carmo, Baelo Claudia, das Siedlungswesen in Oberandalusien und das im unteren und mittleren Guadalquivirtal. Es wurden nur Städte in die Analyse aufgenommen, deren Entwicklungsphasen archäologisch weitgehend rekonstruierbar sind.

Die Zusammenstellung aller historischen Überreste (epigrafische, archäologische, numismatische, schriftliche Quellen) wird einer systematischen, nach gleichen Kategorien aufgebauten Gliederung, nach denen jede Stadt in einheitlicher Weise besprochen wird, vorgezogen. Dieses etwas unsystematische Vorgehen birgt das Problem, dass unterschiedlichste Ergebnisse erzielt werden, die eine Vergleichbarkeit verhindern sowie das Verfolgen eines „roten Fadens“ erschweren. Charakteristisch für die Arbeit ist eine konsequente Zusammenschau aller Quellengattungen, sowohl historischer als auch archäologischer. Methodologisch wäre hier für eine größtmögliche Transparenz der Interpretation und aufgrund bekannter Unstimmigkeiten zwischen schriftlicher und archäologischer Überlieferung eine schärfere Trennung wünschenswert gewesen.

In Kapitel X und XI werden die Ergebnisse zusammengefasst. Ersteres (S. 419-445) bündelt Aussagen zur Territorialorganisation und deren Veränderungen im Romanisierungsprozess. Trotz der aus den historischen Quellen bekannten Eroberung der Halbinsel im Zuge des Zweiten Punischen Krieges kann von tatsächlich römischen Stadtstrukturen in einheimischen Kontexten erst ab dem 1. Jh. v. Chr. gesprochen werden (S. 422). Des Weiteren konnte gezeigt werden, dass bis in augusteische Zeit herausragende Denkmäler, repräsentative Gebäude, Plätze und Straßen fehlen. Dieses Phänomen ist jedoch kein Spezifikum des Romanisierungsprozesses auf der Iberischen Halbinsel, sondern eine Tendenz in allen Provinzen in republikanischer Zeit. In dieser herrschen in Hispanien unterschiedliche, vor allem schlichte Bauformen vor. Typisch römische Bau-materialien tauchen nur sporadisch auf (S. 421). Vereinzelt können Übernahmen bestimmter „römischer“ Techniken wie *opus-signinum*-Böden in der Haus- und Speicherarchitektur beobachtet werden. Zur Interpretation G.s in *opus-signinum*-Böden eine „römische“ Technik zu sehen ist kritisch anzumerken, dass ihre Verbreitung im hellenistischen Nordafrika, in Sizilien und Unteritalien auch andere Erklärungsmuster zu ihrem Erscheinen möglich machen und in ihnen nicht explizit ein Zeichen von Romanisierung zu sehen ist.¹³

¹³ Barbara Tsakirgis, The Decorated Pavements of Morgantina II: The Opus Signinum, AJA 94, 3, 1990, 425-443.

Die organisierte Ausstattung der Städte mit Prunkbauten, Foren, Tempeln etc. beginnt verhalten im 1. Jh. v. Chr. und vermehrt in augusteischer Zeit und wird durch die einheimischen Eliten mitgetragen.

Als Ergebnis der territorialen Untersuchung stellt G. heraus, dass in republikanischer Zeit nicht von einem kulturellen Herrschaftsanspruch von Seiten der Römer gesprochen werden kann. Römische Herrschaft manifestierte sich durch das Einziehen von Steuern, das Ausheben von Auxiliartruppen und den Zugang zu und das Ausbeuten der Rohstoffquellen. Auf der Iberischen Halbinsel konnten weder dauerhafte Truppenstationierungen vermerkt werden noch wurden systematisch Städte gegründet und schon gar nicht in unbesiedeltem Territorium. Wenn Städte gegründet wurden, so schloss man sich an die schon bestehenden Strukturen der Iberer an („Anschluss-Siedlungen“; *diopolis*, S. 441).

Ein weiteres, leider nur kurz erwähntes, jedoch sehr wichtiges Ergebnis der Arbeit ist die aus der Konfrontation von schriftlichen und archäologischen Quellen abzuleitende Bewertung des Akkulturationsgrades einzelner Gebiete (S. 440-441) sowie generelle Unstimmigkeiten zwischen Ergebnissen der archäologischen Forschung und der schriftlichen Überlieferung. Dies beobachtet G. an den Quellen zu Emporion (Ampurias) und einem Strabo-Zitat zur Baetica. Emporion, die einst griechische Kolonie wurde von Griechen und Indiketes bewohnt, wie aus den Berichten von Livius (XXXIV 9), Strabo (III 4,8.9) und Plinius (n. h. III 22) hervorgeht. Die antiken Autoren berichten, die Stadt würde aus zwei Städten bestehen. Wird bei Livius von einer angespannten Situation zwischen den Bevölkerungsgruppen berichtet, beschreiben Plinius und Strabo das Verhältnis als friedlich. Archäologisch konnten weder zwei verschiedene Städte in Emporion nachgewiesen werden noch weisen die Fundstatistiken charakteristische Fundkonzentrationen auf, die das Bild der Schriftquellen von zwei Bevölkerungsgruppen bestätigen würden.

Das andere Beispiel betrifft das Zitat Strabos (III 2,15) zur Baetica; dort beschreibt er einen überaus hohen Akkulturationsgrad dieser Gegend. Die archäologischen Quellen legen jedoch eine völlig andere Interpretation nahe.¹⁴ Hier kann ein besonders langes Verharren in den alten Bräuchen nachgewiesen werden. G. folgert daraus, dass Strabos Bewertung des Akkulturationsprozesses römischer Propaganda entsprach. Eine andere Deutung könnte

¹⁴ So auch schon: S. Keay, Introduction. The Archeology of early Roman Baetica, in: S. Keay (Hg.) *The archeology early roman baetica* (1998) und M.E. Downs, Re-figuring colonial categories on the Roman frontier in southern Spain, in: E. Fentress (Hg.), *Romanization and the city. Creation, transformations, and failures*, JRA Suppl. Series 38 (2000) 197-210.

darin bestehen, dass Strabo völlig andere Kriterien anlegt, um einen Akkulturationsgrad zu beschreiben, Kriterien, die über die Verwendung von Keramik bzw. Sprache weit hinausgehen.

Insgesamt stellt dieses Buch eine fundierte Zusammenfassung zum sog. Romanisierungsprozess auf der Iberischen Halbinsel dar. Eine umfangreiche Literaturliste (S. 465-555) ermöglicht einen schnellen Einstieg in dieses Forschungsfeld. Wegen des sehr breit angelegten Themas fehlt jedoch in einzelnen Spezialgebieten (Urbanistik, Kultanlagen, Bauornamentik) einschlägige Literatur der jüngsten Zeit. So fehlt für die Besprechung republikanischer Stadtanlagen die wichtige Diskussion zum republikanischen Tempelbau in Tarraco (Tarragona).¹⁵ Auch die Analyse des Baudekors wurde etwas nachlässig gehandhabt. Die architektonischen Terrakotten wurden für die Analyse vollständig ausgeblendet, obwohl sich in ihnen ein durchaus lohnendes Material für Fragen nach römischem Einfluss in der Architektur der Iberischen Halbinsel verbirgt. Es wäre zu überlegen, ob in der Frühphase der Urbanisierung möglicherweise mit monumentalen Bauten zu rechnen ist, deren Dekor aus Terrakotta gefertigt war, wie es aus Rom und dem etruskischen Bereich belegt ist.

Trotz der konkret formulierten Fragestellung (S. 20), gelingt es der Autorin nicht, eine tatsächlich indigene Perspektive des Romanisierungsprozesses herauszuarbeiten. Eine adäquate methodologische Aufbereitung und Durchdringung des zusammengestellten Materials auf die eigentliche Frage hin wäre dringend vonnöten gewesen. Bei der Vorstellung des Materials der einzelnen Städte werden die Informationen (nur) katalogartig aufgeführt. Auch den zusammenfassenden Kapiteln kann nur schwer die „indigene“ Perspektive entnommen werden. Allein die Tatsache, dass die untersuchten Siedlungen als ibe-

¹⁵ Vgl. J.R. de Arbulo Bayona/D. Vivo/R. Mar Medina, El capitolio de „Tarraco“: identificación y primeras observaciones, in V. Gil/J.F. Murillo Redondo (Hgg.), El concepto de lo provincial en el mundo antiguo 1: homenaje a la profesora Pilar León Alonso (2006) 391-418; R. Mar u.a. (Hgg.), El foro de colonia Tarraco entre la República y el Imperio, in: R. Villaescusa/J. Ruiz de Arbulo (Hgg.), Simulacrasis Romae II. Rome, les capitales de province (capita provinciarum) et la création d'un espace commun européen: une approche archéologique. Actes du colloque tenu à Reims 19-21 novembre 2008, Bulletin de la Société Archéologique Champenoise: Mémoire 19 (2010) 39-71. Eine letzte Zusammenschau der republikanischen Sakralbauten auf der Iberischen Halbinsel in: J. Ruiz de Arbulo, Arquitectura sacra y fundaciones urbanas en las Hispanias tardo-republicanas: corrientes culturales, modelos edilicios y balance de novedades durante el siglo II a.C. Impresum Mérida, in: P. Mateos u.a., Santuarios, oppida y ciudades: arquitectura sacra en el origen y desarrollo urbano del Mediterráneo occidental (2009) 253-297. F. Pina Pola, Kontinuität und Innovation im Städtenetzwerk der nordöstlichen Iberischen Halbinsel zur Zeit der Republik, in: S. Panzram (Hg.), Städte im Wandel: bauliche Inszenierung und literarische Stilisierung lokaler Eliten auf der Iberischen Halbinsel (2007) 25-57.

risch bezeichnet werden, reicht für die Erstellung einer iberischen Perspektive nicht aus.

Letztlich wäre generell zu überlegen, ob die Frage nach ‚Romanisierungsprozessen‘ aus einer indigenen Perspektive überhaupt richtig gestellt ist. Derartige Fragen basieren auf der Annahme eines einheitlichen und gelenkten Prozesses sowie auf einer Dichotomie römisch – iberisch, die sich zumindest im archäologischen Befund schwer nachweisen lässt. Die Tatsache, dass vom 3. bis zum 1. Jh. v. Chr. unterschiedliche Entwicklungen in den einzelnen Gebieten der ib. Halbinsel zu beobachten sind, zeigt, dass das historisch überlieferte Ausgreifen Roms nicht einen kulturellen Vereinheitlichungsprozess nach sich zog. Der Begriff „Romanisierung“ ist für den Prozess zu undifferenziert, wie auch G. mehrmals bemerkt. Unverständlich bleibt daher, warum sie den Begriff in den Titel ihrer Dissertation aufgenommen hat. Sicherlich lassen sich typisch römische Formen fassen wie z.B. lateinische Inschriften, die eine Identifikation mit römischen Lebensformen und Werten erkennen lassen. Die Unterschiedlichkeit der Entwicklungen in den untersuchten Gebieten zeigt allerdings gleichzeitig die Genese neuer Identitäten, die möglicherweise durch den Kontakt mit Römern provoziert wurden, aber nur schwer als „römisch“ zu bezeichnen sind. Ein neuer, passender Begriff für diesen Prozess wäre ein wichtiger Schritt in der Erforschung von Akkulturationsprozessen. Trotz der angesprochenen methodischen Probleme zeigt die Arbeit das Ringen um das bessere Verständnis der Mechanismen menschlichen Zusammenlebens, deren Analyse aus archäologischem Material nicht leicht, teilweise sogar unmöglich ist. Ein wirklicher Verdienst dieses Buches ist es daher, das Problem der Interpretationen archäologischen Materials aufzuzeigen und viele Anstöße zum weiteren Reflektieren gegeben zu haben.

Christiane Nowak
Deutsches Archäologisches Institut Rom
Via Curtatone 4d
I-00158 Roma
E-Mail: nowakchristiane@gmail.com

Jörg DRAUSCHKE u.a. (Hgg.), Untergang und Neuanfang. Tagungsbeiträge der Arbeitsgemeinschaft Spätantike und Frühmittelalter. 3. Siedlungsarchäologie (Mannheim, 13.-14. Mai 2008). 4. Militaria und Verteidigungsanlagen (Detmold, 1. September 2009). Studien zu Spätantike und Frühmittelalter 3. Hamburg: Dr. Kovač 2011, 418 S.

Die Reihe der Tagungsbeiträge der Arbeitsgemeinschaft Spätantike und Frühmittelalter findet nach Band 1 der Studien zu Spätantike und Frühmittelalter [O. Heinrich-Tamaska, N. Krohn u. S. Ristow (Hrsg.), *Dunkle Jahrhundert in Mitteleuropa?* (Hamburg 2009)] mit diesem Band unter dem Titel „Untergang und Neuanfang“ ihre Fortsetzung. Der Band ist zweigeteilt. Im ersten Abschnitt werden die Ergebnisse der AG-Tagung des Jahres 2008 in Mannheim veröffentlicht, die sich der Siedlungsarchäologie widmete. Der zweite Teil enthält die Vorträge der AG-Tagung 2009 in Detmold, die sich mit den Militaria beschäftigte.

Zunächst sei zur chronologischen Spanne der enthaltenen Beiträge bemerkt, dass der Terminus Frühmittelalter weit interpretiert wird. So behandelt der erste Teil auch Befunde aus karolingischer und hochmittelalterlicher Zeit.

Es stellt sich hinsichtlich der Konzeption der Tagung die Frage, welchem Phänomen man gerecht werden wollte – der Siedlungsarchäologie insgesamt, wie es die Einleitung verspricht, woraus sich folgerichtig auch die Durchmischung von Beiträgen zu ländlichen Räumen und spätantiken städtischen Zentren wie Straßburg (Beitrag Kuhnle), Trier (Beitrag Kiessel) und Köln (Beitrag Ristow) ergibt, was etwas willkürlich wirkt. Oder doch explizit dem Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter, wie es eine Reihe von Beiträgen dann auch behandelt. Auch wenn die einzelnen Beiträge diese konzeptionelle Schere nicht auflösen vermögen, soll ihre Qualität und die Wichtigkeit der Befund- und Fundvorlagen mit Synthesen zu einzelnen Fundregionen nicht geschmälert werden.

Der die Militaria behandelnde zweite Teil des Bandes kann aufgrund der wenigen, selektiv vorgestellten Fundgattungen (die Vorstellung des Baubefundes des spätantiken Kastells Divitia-Deutz durch A. Schäfer wirkt hier etwas fehlplaziert) zwangsläufig nicht zu einem geschlossenen Bild führen. Im Einzelnen vermögen die Beiträge wie etwa derjenige von G. Eggenstein zur frühmittelalterlichen Schwertbewaffnung vergleichsweise wenig zur intendierten Zielsetzung der Tagung, also dem Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter, beizutragen.

Der erste Teil widmet sich mit insgesamt 15 Beiträgen der Siedlungsarchäologie. Klaus Wirth stellt am Beispiel der Siedlung Ilvesheim im Rhein-Neckar-Kreis den siedlungsarchäologischen Befund der Übergangszeit vom 4. zum 5. Jahrhundert vor. Die Bewertung mit katalogartiger Vorlage des Fundmaterials, insbesondere der spezifischen Keramik mit Argonnensigillaten, das Vorkommen von Dreilagenkämmen und der Bautypus des Grubenhauses spiegeln einen Abbruch der römischen Phase im späten 3. Jahrhundert, eine geringfügige Unterbrechung und eine alamannische Neuaufsiedlung am Übergang vom 4. zum 5. Jahrhundert wider.

Der Beitrag von Uwe Gross zur Siedlung von Botzheim bei Ladenburg im Rhein-Neckar-Kreis legt den Schwerpunkt auf die frühmittelalterliche Siedlungsgeschichte, die durch entsprechendes Fundmaterial bereits im 5. Jahrhundert einsetzt. Vorausgesetzt, die Fundquantitäten lassen belastbare Aussagen zu, so fällt im Ladenburger Raum eine offenbar durchgehende, auch das 5. Jahrhundert abdeckende Kontinuität auf. Früher liegt der Übergang von der spätrömischen zur alamannischen Besiedlung bei den Höhensiedlungen in Südwestdeutschland. Dieser besondere Siedlungstypus, dem prominente Beispiele wie der Zähringer Burgberg, der Runde Berg bei Urach oder die Gelbe Bürg bei Dittenheim zuzurechnen sind, wird im Zusammenhang mit der Aufgabe des ORL regelhaft bis in die 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts genutzt, um dann nach Phasen der Siedlungsunterbrechung im 4. Jahrhundert wieder besetzt zu werden. Es bliebe zu prüfen, inwieweit feinchronologische Untersuchungen etwa an den spätantiken Festungen wie dem Breisacher Münsterberg oder der Spohneck diese Siedlungslücke schließen können. Jedenfalls bleibt bei dem Rez. der Eindruck bestehen, dass ein Überlieferungsproblem bzw. eine unzureichende Quellenlage an dieser Siedlungsunterbrechung mit verantwortlich sein könnte.

Antje Gillich ist sicher zuzustimmen, dass die spätkaiserzeitlich-frühmittelalterlichen Siedlungen wie Lauchheim oder Vörstetten deutliche Indikatoren der beginnenden germanischen Aufsiedelung der aufgelassenen Gebiete am westlichen Kaiserstuhl sind, verbunden mit einer geringfügigen Reduzierung der Besiedlungsdichte und einer Tendenz zum Bezug der Täler. Das Phänomen der Herausbildung kleiner Hofkomplexe in den Tallagen und unweit auf den Höhen gelegenen Gräberfeldern begegnet andernorts ebenso, etwa im fränkischen Siedelgebiet des Rheinlandes (auch wenn die einschlägigen Materialvorlagen auf siedlungsgeschichtliche Synthesen leider oft verzichten, vgl. F. Siegmund, *Merowingerzeit am Niederrhein*, RA 34, 1998; dagegen vorbildlich E. Nieveler, *Die merowingerzeitliche Besiedlung des Erftkreises und des Kreises Euskirchen*, RA 48, 2003). Auch in der Struktur der Gräberfelder selbst,

der Separierung einzelner Grablegen und der ab dem 7. Jahrhundert vermehrt an Kirchen gebundenen Friedhöfe spiegeln die Regionen in Elsass und Breisgau allgemeine Entwicklungslinien wider, auch wenn in den nördlich gelegenen Gebieten die frühen Kirchenbauten im ländlichen Raum gut zwei Jahrhunderte später einsetzen.

Petra Mayer-Reppert stellt am Beispiel des Neckarraumes methodische Überlegungen an, die so auch auf andere Räume zutreffen und vor einer zuweilen zu positivistischen Sichtweise schützen können. So ist man dankbar für die Warnung, auf zu schwacher Materialbasis allzu schnell dem Fehler der kleinen Zahl zu erliegen und Einzelfunde in ihrer Aussagekraft zu überfordern. Ein auch andernorts anzutreffendes Problem in der Überlieferungsqualität liegt in den gefährdeten nachantiken Befunden aufgrund ihrer schwachen Substanz. Regelrechte Stratigraphien sind zumeist selten, auch aufgrund der gewöhnlich nicht fassbaren Bauten in Stein. So bleiben allein Umnutzungsphasen antiker Architektur im städtischen Bereich (vgl. Beitrag S. Eismann) und die Auswertung des Fundmaterials. Fraglich ist, inwieweit der Foederatenhorizont des 3. Jahrhunderts sich historisch und archäologisch am Oberrhein und Neckarmündungsgebiet niederschlägt, oder präziser, ob die Foederaten siedlungsarchäologisch zwischen dem Fall des Limes 260 über die Spätantike in das Frühmittelalter nachweisbar sind im Sinne eines Kontinuitätsträgers.

Wichtig erscheint die Feststellung, dass sich späte Inschriften und später regulärer Geldumlauf kongruent verhalten. Die Synthese der Siedlungsgeschichte für das Neckarmündungsgebiet zeigt vielfältige Kontinuitäten auf, besonders fassbar ist dies bei der *villa rustica* von Ladenburg-Ziegelscheuer, deren Siedlungsentwicklung jedoch im 5. Jahrhundert mit einer Verlegung verbunden war. Wie wichtig interdisziplinäre Ansätze sind, zeigt die Berücksichtigung der Onomastik und der Territorialgliederung aus historisch-geographischer Sicht.

Anhand prominenter Befunde wie des spätantiken Pilgerzentrums auf dem Hemmaberg oder dem Ulrichsberg bei Klagenfurt vermag Stefan Eichert für den Ostalpenraum die nachantike Nutzung der Höhensiedlungen durch eine frühmittelalterliche, durch militärischen Charakter geprägte Gesellschaft aufzuzeigen. Dass es dabei weniger zu einem Verdrängungsprozess der verbliebenen romanischen Bevölkerung als vielmehr zu einem Verschmelzungsprozess mit den aufsiedelnden Slawen kam, belegt Eichert beispielhaft an der Keramik des ‚Prager Typus‘ neben Warenarten in einheimisch-spätantiker Tradition auf dem Hemmaberg. Bis zur Ausbildung des slawischen Fürsten-

tums Karantanien im 7. und frühen 8. Jahrhundert ist folglich von einer Weiternutzung der spätantiken Höhensiedlungen auszugehen, unter Beibehaltung des wehrhaften Charakters; dem Autor ist zuzustimmen, dass man diese Verhältnisse auch auf die zivilen Siedlungsstrukturen in der Ebene extrapolieren kann (in Entsprechung zu den zahlreichen überlieferten frühmittelalterlichen Gräberfeldern), deren Nachweis überlieferungstechnisch (Grubenhäuser, Pfostenbauten) schwierig ist.

Sowohl in den Gräberfeldern der Tallagen wie auch bei dem Fundmaterial aus den befestigten Höhensiedlungen fallen zahlreiche Militaria auf, die auf bewaffnete Krieger deuten und sowohl fränkischen wie awarisch-reiternomadischen Charakter aufweisen. Dazu stellt der Autor die berechnete Frage, ob sich darin die politisch-militärisch bewegte Zeit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts und des frühen 9. Jahrhunderts, mithin die Auseinandersetzung Karantanien mit den Awaren sowie die Wechselbeziehung zu den Bayernherzögen widerspiegeln.

Eine besonders differenzierte Situation, nicht nur aufgrund der naturräumlichen Gegebenheiten, kann Sebastian Gairhos für das Alpenrheintal aufzeigen. In der *raetia curiensis* lassen sich im städtischen Bereich (Chur und Breznice) wie an den Siedlungen in Tallage und den Höhensiedlungen Kontinuitäten fassen, zu denen in besonderer Weise der Aufbau einer kirchlichen Verwaltung, die Kirchengründungen (auch auf den Höhensiedlungen) selbst und am Zentralort Chur der Bischofssitz beitragen. Dazu mag für die Großregion, deren wirtschaftliche Grundlagen in antiker wie nachantiker Zeit sehr stark auf Handel und Verkehr beruhten, die Weiternutzung des Straßen- und Wegenetzes sowie der wichtigsten Paßübergänge beigetragen haben. Ausdruck dieser Kontinuität sind besonders die *mansiones* und *tabernae* entlang der Straßen, die die nötige Binnenstruktur für den Warentransfer von Süd nach Nord sicherstellten. Wichtig ist der Hinweis des Autors auf die Bedeutung der regionalen Bodendenkmalpflege und einer funktionierenden Dorfkernarchäologie. Die ersten Ergebnisse deuten auch hier vielerorts auf lange funktionierende spätantike Siedlungsstrukturen und auf die Weiternutzung der antiken Siedlungsareale mit den neuen, in der bäuerlichen Siedlung bis in die Neuzeit fortdauernden Wohnformen (Grubenhäuser, kleinräumige Holzbauten auf Trockenmauersockeln).

Einen methodisch schwierigen Weg geht Sunhild Kleingärtner, wenn sie die südliche Ostseeküste mit dem Nord- und Ostseeraum im Frühmittelalter vergleicht. Die zum Zeitpunkt der germanischen, völkerwanderungszeitlich bedingten Abwanderung und der slawischen Aufsiedelung entstehenden See-

handelsplätze und Burgwälle werden chronologisch, funktional und sozial analysiert, um dem Muster der Komplementärstruktur von Handelsplatz einerseits und Verwaltungssitz andererseits nachzugehen. In einem sehr quellenkritischen Ergebnis kann Kleingärtner die komplementäre Existenz für die südliche Ostseeküste nicht bestätigen. Dabei sind eine schwierig zu beurteilende Chronologie sowie die mangelnde Nachweisbarkeit von Besitzabstufungen und Hierarchien (als Nachweis einer administrativen Elite) im archäologischen Quellenmaterial zu berücksichtigen. In den seltensten Fällen scheinen regelrechte Urbanisierungsmuster vorzuliegen, etwa in Burgstädten wie Usedom.

Stefan Eismann liefert den umfangreichsten Beitrag des Bandes mit einer Analyse zur Nachnutzung römischer Ruinen in Deutschland. Der Umfang ist vor allem dem Appendix einer kommentierten Liste der besprochenen Beispiele geschuldet. Von der Vollständigkeit der Liste einmal abgesehen – so sind nur profane Nachnutzungen mit klar erkennbarem Nutzungszusammenhang der antiken Bausubstanz aufgeführt (also keine bloße Überlagerung; beim Kölner Praetorium etwa ist der archäologische Nachweis fränkischer Umbauten nie gelungen, wenngleich dessen Nutzung durch die fränkischen Könige historisch als gesichert gelten dürfte) – sind die Grundtendenzen vom Autor klar herausgearbeitet. Eismann äußert sich zur schwierigen Erkennbarkeit derartiger Umbauten ebenso wie zur grundsätzlich äußerst seltenen Steinbautätigkeit des Frühmittelalters, wenn man Kirchen und Klöster aus der Betrachtung ausklammert. So bleibt etwa das Beispiel Köln-Deutz unvollständig besprochen, denn neben der jüngst nachgewiesenen Kirchennutzung mit Gräberfeld des 7. (8.?) Jahrhunderts durch Alt-St. Urban wären die mittelalterliche Nutzung des Westtores zu einem Festungswerk ebenso zu ergänzen wie die preußische Wiederbefestigung des Nordwestturms des Kastells (vgl. Beitrag Alfred Schäfer in diesem Band).

Im Ergebnis konzentrieren sich die wenigen Fälle echter Wohnnutzung, meist in spätantiken Kastellen oder Villenanlagen, auf städtische Bereiche mit einer voraussetzenden städtischen Oberschicht, während ansonsten pragmatische Gründe zur Nutzung von Resten von Raumeinheiten mit provisorischen Sicherungsmaßnahmen führten, ohne Anzeichen von dauerhaften An- und Umbauten, geschweige denn das Schaffen von Wohnluxus im eigentlichen Sinne. Spätromische *burgi* sind nur in zwei Fällen mit einer hochmittelalterlichen Nachnutzung als Burganlage nachgewiesen (Ladenburg und Godesburg bei Bonn).

Der von Marion Brüggler vorgestellte Befund einer Glasproduktionsstätte im *burgus* von Goch-Asperden endet ohne Hinweis auf eine Nachnutzung im frü-

hen 5. Jahrhundert. Die vergleichsweise lange Produktionstätigkeit erstaunt ohnehin, zudem stellt der Befund die in der früheren Forschung verbreitete grundsätzliche Konnotation der *burg* mit ausschließlich militärischen Funktionen deutlich in Frage. Sie dürfte nach der letzten systematischen Zusammenstellung von E.-M. Spiegel (Kölner Jahrbuch 35, 2002) ohnehin nicht mehr zu halten sein.

Allein fünf Beiträge widmen sich antiken Stadtanlagen und ihrem Fortleben im Frühmittelalter. Zu diesem Themenkomplex existiert bekanntermaßen eine kaum überschaubare Literaturlage insbesondere aus dem Bereich der Sekundärliteratur. Insofern ist man dankbar, wenn sich das Bild durch die Neuvorlage aktueller Ergebnisse der Bodendenkmalpflege verdichtet und konkretisiert. Dies kann sicher für alle in diesem Band vorgestellten Berichte zu Köln, Mayen und Trier gelten. Neben aller Freude über den archäologischen Ertrag derartiger Notgrabungen für die Forschung bleibt das Wissen um den Verlust an archäologischer Substanz, der unweigerlich mit diesen Eingriffen verbunden ist.

Am Beispiel Straßburgs wird auf die künftige ausführliche Publikation des stadtarchäologischen Befundes durch Gertrud Kuhnle verwiesen. Ein Kontinuitätsträger war ganz offensichtlich die Befestigung des Standlagers, die bis weit in das 10. Jahrhundert hinein durch sukzessiven Ausbau und Verstärkung die mittelalterliche Stadtgestalt vorbestimmt. Dass das Lagerareal der *Legio VIII Augusta* zum *nucleus* des spätantik-frühmittelalterlichen Lebens wird, ist sicher unstrittig. Es wird allerdings von Interesse sein, in welchem Umfang und in welcher Qualität die spätantike Bau- und Infrastruktur des Lagers im Frühmittelalter tatsächlich genutzt wurde.

Wie sinnvoll für die Klärung des Übergangsprozesses von Spätantike und frühem Mittelalter konzertierte Aufarbeitungen von Mikroregionen sein können, zeigt das Beispiel Mayen. Wenngleich ausführlich an anderer Stelle publiziert, skizzieren Glauben/Grünwald/Grunwald ein schlüssiges Bild einer durch Akkulturation zwischen Romanen und Germanen gebildeten Mischbevölkerung, die im wirtschaftlich durch Keramikproduktion und Basaltabbau prosperierenden Mayener Tal kontinuierlich durch die Übergangszeit nachzuweisen ist.

Marko Kiessel führt in seinem Beitrag die Bebauung des spätantiken Palastareals um die Aula in Trier auf Vorbilder kaiserlicher Architektur auf dem römischen Palatin zurück. Als Teil des konstantinischen Bauprogramms in Trier mag dies nicht erstaunen, eine systematische Zusammenstellung und Auswer-

tung der Grabungen der 1980er Jahre im Nordosten und Osten der Aula demonstriert nun jedoch deutlich die Qualität und die planvolle Errichtung der fraglichen Bauten. Insbesondere die Großzügigkeit des östlich gelegenen Komplexes einer gegliederten Hofanlage mit westlichem Portalgebäude, Badeanlage, großer Platzfläche und östlich abschließender Halle und Portikus erstaunt in dieser Dimensionierung. Einer vollständigen Publikation würde man gerne die Datierungsgrundlagen der einzelnen Befunde bzw. Gebäude entnehmen, denn beispielsweise die Spoliendatierung im Zusammenhang mit der Portikus bzw. der Halle (Gebäude 5) bleibt naturgemäß mit Unsicherheiten behaftet. Das abgebildete Kapitell aus der Kanalverfüllung (Abb. 9) ist für eine mittelkaiserzeitliche Datierung viel zu flach und wenig plastisch gearbeitet, wie Kiessel völlig richtig bemerkt.

Dem privaten Bauen in der Kaiserstadt Trier widmet sich Georg Breitner. Er konstatiert, im Gegensatz zu Köln, eine Prosperität der Stadt im Zuge des kaiserlichen Bauprogramms, die eben nicht nur die öffentlichen Bauten betraf, sondern auch den privaten Wohnluxus. Nach einer Frühphase des 1. und 2. Jahrhunderts setzte im fortgeschrittenen 3. Jahrhundert im privaten Bereich eine qualitätvolle Phase ein, die sowohl eine aufwendige und solide Bau- und Gründungstechnik wie auch komfortable Ausstattung ermöglichte. In der Spätantike entstanden im Umfeld der öffentlichen Bauten großzügige Privativillen, deren Lage Hinweise auf die begehrtesten (und teuersten) Bauplätze der Stadt gibt. Komfortable, luxuriöse Ausstattung mit Thermenanlagen und beheizten Räumen, aufwendige Architektur mit Axialität der Villen zeugen von den Möglichkeiten der städtischen Elite. Die im gleichen Artikel behandelten Fundstücke erscheinen zahlenmäßig zu spärlich und selektiv, um gleichsam Besitzabstufungen widerzuspiegeln. Zudem dürften einige Stücke nicht nur im militärischen Kontext vorkommen, wie etwa die Riemenzunge S. 282, Abb. 6. Insofern bleibt die Frage für den Rez. unbeantwortet, inwieweit das vorgestellte Material wirklich ein hohes Fundaufkommen als Spiegel einer wohlhabenden Gesellschaft repräsentiert. Eine Kartierung der Fundstellen mit Angabe von Quantitäten wäre zur Beurteilung unabdingbar.

Die Befunde unter der romanischen Basilika St. Pantaleon in Köln sind wiederholt Gegenstand ausführlicher Befundvorlagen und Bearbeitungen geworden. Der Aufsatz von Sebastian Ristow fußt auf seiner monografischen Vorlage der Ausgrabungen, die im Jahr 2009 erschien. Von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung des westlichen Suburbiums des antiken Kölns – St. Pantaleon liegt unmittelbar vor der Südwestecke der römischen Stadt – ist eine Aufgabe der römischen *villa suburbana* im späten 4. Jahrhundert. Die in jüngerer Zeit von S. Schütte (*Colonia Romana* 21, 2006) wieder aufgegriffene Deutung, es han-

dele sich bei dieser *villa* um eine spätantike *domus ecclesiae*, wird von Ristow mit überzeugenden Argumenten ins Reich der Fabel verwiesen. Erst nach einer Siedlungsunterbrechung von wenigstens 150 Jahren wird das Areal als Friedhof genutzt, dem im späten 7. Jahrhundert ein rechteckiger Memorialbau angefügt wird und erst aus diesem Bau entstehen die Vorgängerbauten von St. Pantaleon und schließlich die Stiftskirche selbst. Insofern entwickelt sich das fränkische Köln am Pantaleonshügel deutlich später, als man dies lange Zeit angenommen hatte (vgl. zuletzt C. Dietmar, M. Trier, COLONIA – Stadt der Franken. Köln vom 5.-10. Jahrhundert, 2011).

Die Forschungsgrabungen in der niedersächsischen Pfalz Werla, vorgestellt von Markus Blauch, dienen dem Ausbau des künftigen Archäologischen Parks „Kaiserpfalz Werla“. Sie konzentrierten sich auf den Bereich der Kern- und Vorburg und weisen anhand eines Erdwalls eine Vorbefestigung mindestens in der Zeit um 900 nach. Für die gut überlieferte Geschichte der Pfalz seit Heinrich I. bieten sich insofern hervorragende Möglichkeiten der interdisziplinären Forschung und der Bauforschung. Auch die wissenschaftsgeschichtliche Dimension der Pfalz und ihre Instrumentalisierung als Wiege des Deutschen Reiches und ottonenzeitliches Urbild aller Pfalzen durch das Dritte Reich sind von hohem Interesse.

Die Reihe der Beiträge zu den Militaria eröffnet Dieter Bishop mit römischem Fundmaterial aus dem Weserraum um Bremen. Dabei sind prinzipiell die frühkaiserzeitlichen Funde vermutlich aus dem historischen Kontext der Vergeltungsfeldzüge des Germanicus weseraufwärts zu trennen von den spätkaiserzeitlichen Funden des Foederatenhorizontes. Besonders interessant sind die aus sächsischen Siedlungen und Gräberfeldern stammenden Funde einer Zwiebelknopffibel aus Bremen-Rekum und mehr noch die beinernen Endbeschläge eines Reflexbogens aus Grab 375 in Bremen-Mahndorf. Nicht nur ihre Verzierung, sondern auch die Konstruktion aus Beschlagplatten im Gegensatz zu den sonst aus dem Vollen gearbeiteten Endspitzen der aus originär reiternomadischem Zusammenhang stammenden Funde könnte auf eine germanische Fertigung bzw. Nachahmung hindeuten.

Annette Paetz gen. Schieck erläutert am Beispiel eines Leichentuches eines römischen Offiziers aus Theben die Möglichkeiten der Forschung an textilen Originalfunden. Gewöhnlich konzentriert sich die Archäologie auf die metallenen Tracht- und Schmuckgegenstände sowie Militaria, dabei wird am gewählten Beispiel wesentlich fassbarer, welche Bedeutung der Farbgebung und Ornamentierung der Textilien hinsichtlich der Rangabstufung hoher Militärs zukam. Der durch griechische Inschrift als Tyranos gekennzeichnete Offizier

zeigt vom Typus her Ähnlichkeiten mit den Bildnistypen des Caracalla sowie den Wandmalereien des Julius Terentius und seiner *cohors XX Palmyrenorum* aus Dura Europos auf, die um 239 n. Chr. datieren. Bezüglich der Rangfolge der Militärs kam den *clavi* und *manicae*, farbigen bandartigen Verzierungen der Tunica, besondere Bedeutung zu, ein Befund, der sich in spätantiker und byzantinischer Zeit in der Hof- und Militärtracht fortsetzt. Paetz kann die Beeinflussung der Militärtracht im syrisch-ägyptischen Raum durch die palmyrenische Männertracht aufzeigen, ebenso Unterschiede in der Rangabstufung durch einfache oder doppelte *clavi* und die Zuschreibung ungegürteter Tuniken an zivile Aktivitäten oder Träger.

Der Beitrag von Stefanie Hoss zum Fund einer Riemenzunge und einer bronzenen Pyxis aus der Grabung Arnhem-Schuytgraaf, beides Funde, die die Autorin dem spätantiken Foederatenhorizont zuschreibt, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Er ist im vorliegenden Band nur summarisch enthalten und wird an anderer Stelle publiziert.

Steve Boedecker und Sebastian Ristow widmen sich einer Fundgruppe spätantiker bronzener Nadeln, die in der älteren Forschung als Tieföhrnadeln bezeichnet wurden. Den Autoren gelingt eine typologische Unterscheidung in Scheibenkopfnadeln mit umgebogenem Kopf (Typ Bliedersdorf) und aufrechtem Scheibenkopf (Typ Köln). Die Typbezeichnung indiziert denn auch die Verbreitungsgebiete beider Typen. Während sich der Typ Köln auf das Gebiet westlich des Rheins bis zur Maas und dort im wesentlichen auf die spätantiken Militärstandorte beschränkt, verteilt sich der Typ Bliedersdorf auf das Elb-Weser-Dreieck, Westfalen und die Region westlich der Maas. Aufgrund der filigranen Ausführung kommt sicher nur eine Funktion als Trachtzubehör in Frage; inwieweit diese ausschließlich an Frauen als Träger gebunden war, lassen die Autoren offen. Die wenigsten Funde scheinen aus gesicherten Grabkontexten zu stammen.

Auf die strategische und verkehrstechnische Bedeutung der frühmittelalterlichen Siedlung Balhorn bei Paderborn ist bereits an verschiedenen Stellen hingewiesen worden. Georg Eggenstein verdeutlicht an den im Fundmaterial häufig vertretenen Teilen von Schwertbewaffnung eine hoch entwickelte Sozialstruktur der Siedlung über einen langen Zeitraum. Das Fundmaterial datiert von um 600 (pyramidenförmige Riemendurchzüge) bis in das 9. Jahrhundert, mit eisernen, silbertauschierten Schwertgurtgarnituren im Tassilokelchstil und vereinzelt Vorkommen karolingischer Pflanzenornamentik.

Annette Frey wirft anhand von Glefen oder Baummessern die Frage auf, inwieweit diese genuin als Waffe oder als landwirtschaftliches Gerät gedeutet werden können. Als frühmittelalterliche Grabbeigabe kommen die Klingen in Frauen-, Männer- und Kindergräbern vor, in Männergräbern nicht selten in Kombination mit anderen Waffenbeigaben. Insbesondere die Typen A und B deuten mit ihren dorn- oder sichelförmigen Fortsätzen am Klingenrücken doch auf das Verwenden als Waffe hin, der Funktionsweise der späteren mittelalterlichen Hellebarde entsprechend. Bei Typ D2 fällt das häufige Auftreten in Frauen- und Knabengräbern auf. Die Autorin verweist sicher zu Recht auf die Möglichkeit von Zweitverwendung bzw. weiterentwickeltem bäuerlichen Gerät zur Waffe hin; eine Parallele lässt sich beispielsweise für die bäuerliche, nicht waffentragende Gesellschaft des hoch- und spätmittelalterlichen Japan nachweisen, die aus Verteidigungsgründen ihre Waffen nahezu vollständig aus landwirtschaftlichem Gerät (Dreschflegel, Heugabel, Sichel etc.) fertigte. Die Ähnlichkeit zu römischen Haumessern ist evident; spannender als die Frage des Vorbildes für die frühmittelalterlichen Typen ist sicher die Frage, inwieweit dies auf die Übernahme landwirtschaftlicher Struktur (Heuernte, Weinbau, Obstanbau bzw. Kultivierung von Wildobst) hindeuten kann.

Die einleitenden Anmerkungen des Rez. zur Konzeption des Bandes sollen nicht die Leistung der Beiträge schmälern. Wie die Detailbesprechung gezeigt hat, bieten diese je für sich äußerst wertvolle, konzise Zusammenstellungen und Bewertungen des aktuellen Forschungsstandes bezüglich einzelner Fund- und Befundgattungen sowie Fundregionen. Insofern enthält der Band vielfältige Anregungen, das Gelesene durch das Studium der bereits publizierten oder angekündigten Primareditionen vertiefen zu wollen.

Dr. Thomas Otten
Poppelsdorfer Allee 56a
D-53115 Bonn
E-Mail: T.Otten1@gmx.de

Hans J. NISSEN, Geschichte Alt-Vorderasiens. Oldenbourg Grundriss der Geschichte 25. München: Oldenbourg Verlag 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage 2012, XX + 309 S., 4 Karten

Die Reihe „Oldenbourg Grundriss der Geschichte“ verfolgt zwei Ziele, wie im Vorwort des Herausgebers festgehalten wird: eine „gut lesbare Darstellung des historischen Geschehens“ und zugleich eine „Summe des heutigen Forschungsstandes“. Für die Geschichte des vorderasiatischen Raums konnte man einen der wichtigsten deutschen Fachvertreter, Hans J. Nissen, den langjährigen Professor für Vorderasiatische Archäologie an der FU Berlin, gewinnen. Auf rund 150 Seiten wird die altorientalische Geschichte mit Fokus auf Mesopotamien unter Berücksichtigung kultureller Entwicklungen, insbesondere der Genese politischer Organisationsformen, dargelegt. Dabei erstreckt sich der zeitliche Rahmen von ca. 15.000 v. Chr. bis zur „klassischen“ Zäsur in Geschichtsdarstellungen um 330 v. Chr., dem Alexanderfeldzug und dem gleichzeitigen Ende des Achämenidenreiches unter Darius III.

Bei vorliegendem Werk handelt es sich um die 2., überarbeitete und „stark“ erweiterte Auflage des bereits 2000 erschienenen Bandes. Mit dem Ziel, „die Brauchbarkeit als Arbeitsinstrument auf längere Zeit zu sichern“ (s. Vorwort der Herausgeber), wird eine regelmäßige Aktualisierung auf den laufenden Forschungsstand angestrebt. Es wurden Passagen deutlich verändert und erweitert sowie neue Abschnitte zugunsten eines breiteren geographischen Horizonts, der die Nachbarregionen (Syrien, Türkei und Iran) Mesopotamiens mit einschließt, eingefügt (vgl. die Erläuterungen zum „Interaktionsgebiet“ auf S. XVI – ein Begriff, der sich durch das gesamte Werk zieht: z.B. S. 41 zur Susiana in der ‘Obed-Zeit). Im Abschnitt zu den ersten Regionalstaaten wurde das Kapitel „Das vorhethitische Anatolien“ (6.8) hinzugefügt. Die Schwerpunkte der Forschung wurden mit „Syrien“ (4.9) und der „Frauen- und Geschlechterforschung in der Altorientalistik und Vorderasiatischen Archäologie“ (4.15), ein Kapitel, das mit den dazugehörigen bibliographischen Angaben aus der Feder von Dr. Helga Vogel (Berlin) stammt, erweitert. Archäologische und philologische Neuentdeckungen wurden in die 2. Auflage integriert, zu denen die Neufunde aus Qatna oder der iranischen Region Jiroft sowie eine jüngst veröffentlichte Version der Sumerischen Königsliste oder gar das neue Ur III-zeitliche Archiv aus Garšana zählen. Ebenso erfahren die Beziehungen nach Ägypten eine intensivere Behandlung als in der ersten Auflage (vgl. etwa S. 52-53). Die Einbindung aktueller Forschungsergebnisse in den Darstellungsteil verdeutlicht die sich im Fluss befindlichen Prozesse in Forschung und Meinungsbildung im Bereich der vorderasiatischen Altertumskunde.

Von großem Wert ist die aktualisierte und umfangreiche Bibliographie im Anhang (S. 215-275), die nach Themenbereichen angeordnet ist und auch jüngere Werke anführt, die nicht in den überarbeiteten Fließtext mit eingeflossen sind. Damit eignet sich der vorliegende Band mit jeweils sachbezogenen wichtigen Stichworten bzw. Abschnittstiteln im Randbereich des Fließtextes und knappen Zusammenfassungen am Ende eines jeden Kapitels auch hervorragend für den modularisierten Lehr- und Lernalltag, in dem gebündelte Zusammenstellungen immer mehr an Bedeutung gewinnen. Obschon es sich bei einer Bibliographie naturgemäß nur um eine Auswahl handeln kann, vermisst man bei genauerer Betrachtung den einen oder anderen wichtigen Beitrag: so etwa zum Thema frühe Schrift (2.6.1) die Arbeiten von E. Cancik-Kirschbaum oder zu Assyrien im 2. und 1. Jt. (2.7.3) Hinweise auf die wichtigen Beiträge von K. Radner oder die Internetplattform „Knowledge and Power in the Neo-Assyrian Empire“¹. Insbesondere französischsprachige Literatur wird in der Regel nur am Rande aufgeführt (Ausnahme: 2.10 zu Iran), was speziell hinsichtlich der wichtigen Studien zu Syrien (etwa Mari) oder der Achämenidenzeit bedauerndswert ist. Dennoch regt die Bibliographie an, in bestimmte Sachgebiete, die im Darstellungsteil nur angerissen werden, „selbst weiter einzudringen“ (S. XVIII).

Besonders hilfreich sind auch die chronologischen, synchronistischen Tabellen (die Daten sind nach der Mittleren Chronologie aufgeführt, vgl. S. 18-19), welche neben den zentralmesopotamischen Dynastien auch jene des Hethiterreiches, Mittani, Elam, Urartu und Ägypten aufzeigen. Auch wenn der schwierige Abschnitt 2.3 zur Chronologie und Terminologie für eine einführende Geschichtsdarstellung generell ausführlich und überzeugend dargestellt wird, vermisst man dennoch einen Verweis auf die gerade in den letzten 10-15 Jahren laufenden Forschungsprojekte zur Chronologie SCIEM 2000 („The Synchronization of Civilizations in the Eastern Mediterranean in the 2nd Millennium BC“) und das ARCANÉ Projekt („Associated Regional Chronologies for the Ancient Near East“), die auch im Bereich der ¹⁴C-Daten oder der Dendrochronologie neuere Ergebnisse und erhebliche Fortschritte bezüglich ihrer Verlässlichkeit erbracht haben.

Wichtig sind die einleitenden Worte des Autors zur Gesamtdarstellung; er betont dort, dass die gebotene, zugegebenermaßen eingeschränkte Übersicht aufgrund der stetig anwachsenden Quellenlage im archäologischen und philologischen Bereich und der sich damit ändernden Forschungslandschaft nur als „Momentaufnahme“ (S. XV) zu werten ist. Dies relativiert auch in Vergangen-

¹ <http://knp.prs.heacademy.ac.uk/>. Insgesamt vermisst man wichtige und teils etablierte Internetlinks im Abschnitt zu den Quellen und Hilfsmittel, die immer mehr an Bedeutung gewinnen.

heit und Gegenwart getroffene Aussagen insofern, als dass „feststehendes Traditionswissen“ jederzeit in Frage gestellt werden kann, wie Nissen anhand zahlreicher Beispiele im Verlauf seiner Geschichtsdarstellung (so etwa zum Schwemmland Babylonien auf S. 9, zur Zuverlässigkeit absoluter Daten auf S. 16, zu Jericho als Stadt auf S. 27 etc.) deutlich macht. Gerade diese Dynamik, die im zweiten Teil des Buches zu den Grundproblemen und Tendenzen in der Forschung nochmals stärker aufgenommen wird, und die fast unerschöpfliche Menge an Daten zur Erschließung der vorderasiatischen Kulturen² gestaltet das Studium der altorientalischen Geschichte so spannend und äußerst abwechslungsreich.

Abweichend von anderen Geschichtsdarstellungen, die sich in der Regel auf die Periode der Schriftzeugnisse konzentrieren, setzt Nissens Darstellung schon um 15000 v. Chr. an, da im Sinne von sogenannten „Hochkulturen“ auch jene sehr frühen schriftlosen Perioden von außerordentlicher Bedeutung sind, in denen bereits komplexe Strukturen existierten, welche die Voraussetzungen für die späteren Entwicklungen bildeten. Damit gelingt dem Autor eine Geschichtsschreibung basierend auf der Kombination von schriftlichen und archäologischen Hinterlassenschaften, wobei gerade die archäologischen Quellen für „die Entstehung wie über den anfänglichen Kontext der Frühen Hochkultur“ (S. XVII) nutzbar gemacht und parallel zu den schriftlichen Hinterlassenschaften als historische Quelle unter Berücksichtigung „möglicher material- bzw. systemimmanenter Beschränkungen“ (S. 2) verwertet werden. Es verwundert nicht, dass diese Geschichtsdarstellung den frühen Perioden beginnend mit den „Frühformen des sesshaften Lebens“ wesentlich mehr Raum zugesteht als den aus den Texten besser bekannten 2. und 1. vorchristlichen Jahrtausenden altorientalischer Geschichte, die angesichts der reichhaltigen Quellenlage und Fragestellungen geradezu im Eilschritt abgehandelt werden. Zu vielen der behandelten Forschungsthemen, wie etwa – um nur einige wenige zu nennen – zum Uruk-Phänomen oder der frühen Schrift (vgl. auch zu den Schwerpunkten der Forschung S. 169ff.), hat der Autor selbst maßgebliche Ergebnisse beigesteuert. Nissen führt mit seiner gut lesbaren und verständlichen Darstellung durch die Kulturgeschichte Alt-Vorderasiens, wobei stets auf die (vorläufigen) Grenzen der Aussagekraft unserer sehr heterogenen Quellenbasis hingewiesen wird. Trotz der zahlreichen *caveats* des Autors und seiner kritischen und problemorientierten Herangehensweise erschließt sich

² Vgl. hierzu eine vorläufige numerische Zusammenstellung der akkadischen und sumerischen Schriftquellen von M.P. Streck in *Mitteilungen der Deutschen Orient Gesellschaft* 142, Berlin 2010, 35-58, die deutlich macht, dass das publizierte (!) Gesamtkorpus mit 102.300 sumerischen archivalischen Texten, 144.000 akkadischen archivalischen Texten und insgesamt ca. 9.900.000 Wörtern unter den Altertumswissenschaften dem der Gräzistik entspricht. Im Unterschied zur Latinistik oder Gräzistik ist jedoch das keilschriftliche Korpus der Texte stetig anwachsend.

dem Leser ein klares Bild der verschiedenen Entwicklungsstufen und kulturellen Zusammenhänge einzelner Regionen, die an manchen Stellen mit ein paar Abbildungen hätten anschaulicher dargestellt werden können. Spätestens mit der altbabylonischen Zeit (S. 92ff.) ist die Darstellung deutlich politisch-historisch ausgerichtet und Verweise auf archäologische Hinterlassenschaften, wie Architektur, Rundplastik oder Siegelkunst, nehmen deutlich ab (vgl. hierzu auch Nissens grundsätzliche Ausführungen zur Bildung eines altvorderasiatischen Geschichtsbildes auf den S. 149-155). Wer genauer über die vielschichtigen historischen Vorgänge, Persönlichkeiten und Daten im 3. und 2. Jt. Bescheid wissen will, sei auf die in der Bibliographie genannten Einzelstudien, wie etwa die viel detaillierter verfassten Sonderbände von *Orbis Biblicus et Orientalis* 160/1ff. mit aktualisierter Bibliographie verwiesen.

Nach der kompakten Geschichtsdarstellung aus vorwiegend archäologischer Sicht und mit besonderer Berücksichtigung der Schriftgeschichte für die Zeit bis um 2000 v. Chr. und auf der Basis der Schriftquellen für die Perioden danach wird der Leser im zweiten Teil des Werkes (S. 149-214) mit den Grundproblemen und einzeln herausgegriffenen Tendenzen der Forschung vertraut gemacht. Nissen erläutert dabei die Grundprinzipien und gewissermaßen die Genese der „altvorderasiatischen Geschichte“, die ihre Informationen aus den beiden eng verzahnten und dennoch eigenständigen Disziplinen „Vorderasiatische Archäologie“ und „Altorientalische Philologie“ generiert. Gerade dieser Abschnitt ist v.a. auch wegen seines wissenschaftshistorischen Gehalts sowie der Einflussnahme vielfältiger politischer und wirtschaftlicher Faktoren auf die Wissenschaft (Stichwort „Verlagerung der Grabungsschwerpunkte“) von besonderem Interesse. Umso bedauerlicher ist es, dass sich gerade jetzt wiederum bedingt durch die aktuellen politischen Entwicklungen in Syrien eine Zäsur in ihrer intensiv betriebenen wissenschaftlichen Erforschung anbahnt. Wie schon in der Geschichtsdarstellung zu den frühen Perioden altvorderasiatischer Geschichte sind auch im Abschnitt zu den Schwerpunkten der Forschung die Stärken des Buches deutlich zu erkennen. Der Autor schöpft hier aus seinem breiten Wissensfundus, nimmt einzelne im historischen Teil genannte Themenkomplexe (Neolithisierung, das Uruk-Phänomen, frühe Schrift, Tempelwirtschaft, Sumerer und Semiten etc.) wieder auf und ergänzt diese mit vertiefenden und zugleich differenzierten Erläuterungen zu Forschungsansätzen, Ausgrabungsplätzen, Texttafel(neu)funden und sich daraus ableitenden Forschungsmodellen und -ergebnissen. Inhaltlich schwächer und wenig pointiert werden die Forschungsschwerpunkte der jüngeren Periode dargestellt (hethitische Geschichte, Hurriter, das neuassyrische Reich). Geradezu dürftig fällt hier das Resümee zu Syrien (S. 409) aus, dessen ergiebige archäologische Zeugnisse allerdings hervorragend in der zitierten Gemeinschafts-

publikation von Akkermans und Schwartz zusammengetragen und vorläufig ausgewertet wurden. Ergänzend zu Nissens wichtigem Werk mit dem Fokus auf der Aussagekraft archäologischer Quellen für die Geschichte Alt-Vorderasiens kann sicherlich auch der von M.W. Chavalas in *Publications of the Association of Ancient Historians* 8, 2007 herausgegebene Aufsatzband *Current Issues in the History of the Ancient Near East*, der wichtige Beiträge aus philologischer Perspektive zu den jüngeren Perioden altorientalischer Geschichte enthält, konsultiert werden. Aus archäologischer Sicht ist sicherlich das 2012 von D. Potts herausgegebene zweibändige Werk *A Companion to the Archaeology of the Ancient Near East* (Oxford) zu nennen.

Die zweite Auflage der Geschichte Alt-Vorderasiens profitiert von den zahlreichen und wichtigen inhaltlichen Erweiterungen und stellt gerade auch mit den Erläuterungen zur Beschaffung von Primärdaten, der Erarbeitung wissenschaftlicher Hilfsmittel sowie der Interpretation ein verlässliches Einführungswerk dar, das ergänzend zu den textbasierten historischen Einführungen seinen festen Platz im studentischen Curriculum erhalten sollte. Damit erfüllt die Geschichtsdarstellung Nissens vollumfänglich die Zielsetzung der Reihe „Oldenbourg Grundriss der Geschichte“.

Prof. Dr. Regine Pruzsinszky
Institut für Archäologische Wissenschaften
Abt. für Vorderasiatische Archäologie und Altorientalische Philologie
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Platz der Universität 3
D-79085 Freiburg i.Br.
E-Mail: regine.pruzsinszky@orient.uni-freiburg.de

Christa LANDWEHR, Die römischen Skulpturen von Caesarea Mauretania. Band IV Porträtplastik. Fragmente von Porträt- oder Idealplastik. Mit Beiträgen von Annetta Alexandrides, Stephanie Dimas, Walter Trillmich, Aufnahmen von Florian Kleinfenn. Mainz: Philipp von Zabern Verlag 2003, XX + 165 S., 32 Abb., 114 Tafeln und 11 Beilagen

Das Vasallenkönigreich, das von Augustus aus dem westlichen Teil Numidiens und aus Mauretanien neu gebildet worden ist, hat unter seinen einzigen beiden Herrschern, Juba II. (reg. 25 v. Chr. bis 23 n. Chr.) und Ptolemaios (reg. 23 bis 40 n. Chr.) eine erstaunliche Blütezeit erlebt, die auch noch weiter wirkte, nachdem es dem Römischen Reich einverleibt worden war. Das ist u.a. an der großen Zahl von Skulpturen hoher Qualität, z.T. nach klassischen griechischen Vorbildern, klar zu erkennen. Von den französischen Archäologen, die alle diese Skulpturen im 19. und 20. Jh. ausgegraben haben, sind sie in der Zeit, als sie in Nordafrika noch das Sagen hatten, nur in ganz unzureichender Form veröffentlicht worden. Der Bedeutung dieser Skulpturen war sich die Forschung jedoch stets bewußt und hat ihre sachgemäße Erschließung seit langem als Desiderat empfunden. Dieser Schatz konnte nun dank der Zustimmung und Unterstützung der algerischen Antikenbehörde von Christa Landwehr (im Folgenden L.) gehoben werden. Sie hat die photographische und archäologische Dokumentation der vor allem in Cherchel (Caesarea, der antiken Hauptstadt des Königreichs Mauretanien) verwahrten Skulpturen in den Jahren zwischen 1982 und 1992 mit großer Energie und Hingabe betrieben und, trotz einiger durch politische Veränderungen in Algerien und durch stockende finanzielle Förderung bedingte Unterbrechungen, zu einem erfolgreichen Abschluß bringen können.

Vier umfangreiche Katalogbände liegen nun vor.¹ Alle erreichbaren Skulpturen² sind der Forschung in meist ausreichenden Ansichten³ auf ausgezeichnet

¹ Bd. I: Idealplastik weibliche Figuren benannt (Archäologische Forschungen 18, 1993) mit Kat.-Nr. 1-66;

Bd. II: Idealplastik männliche Figuren (2000) mit Kat.-Nr. 67-175;

Bd. III: Idealplastik. Bacchus und Gefolge – Masken – Fabelwesen – Tiere – Bukranien – nicht benennbare Figuren (2006) mit Kat.-Nr. 176-274;

Die Porträtstatuen hat L. – leider – von den Bildnisköpfen getrennt in den Bänden I und II behandelt, die zugehörigen Bildnisse werden in Bd. IV mit den Katalognummern der Bände I und II zitiert, was das Zitieren und Auffinden der Bildnisse unnötig verkompliziert. Den Bänden II, III und IV sind zahlreiche Beilagen mit Vergleichsstücken beigegeben.

² Einige z.Z. nicht auffindbare oder verschollene Skulpturen konnten nur nach alten Abbildungen vorgestellt werden.

³ Bei einigen Statuen und bei Kolossalköpfen war es nicht möglich, Aufnahmen der Rückseiten herzustellen, eine Schwierigkeit, die in vielen Museen besteht. Von den Büsten Nr. 302, 310, 311 und 314 hätten sich Aufnahmen der Rückseite aber sicher anfertigen

gedruckten Tafeln zugänglich gemacht. Für diese Leistung darf sich L. des Danks aller an antiker Skulptur interessierter Forscher und Liebhaber gewiß sein. Die wissenschaftliche Anerkennung für das Geleistete wäre vermutlich noch größer, wenn auch Form und Gehalt der Katalogtexte dem in der bildlichen Dokumentation erreichten Standard entsprächen. Das ist aber leider nicht durchweg der Fall. Die Texte sind in der Abfolge der einzelnen Bände immer wortreicher geworden und durch Beschreibungen geprägt, die nicht streng genug auf ein Erkenntnisziel hin ausgerichtet sind. Vor allem aber stören Eigenwilligkeiten in der Argumentation, die im offenen Widerspruch zu vorherrschenden Lehrmeinungen stehen.⁴ Das kann durchaus legitim sein und mag auf manchen Leser auch erfrischend wirken, doch müssen solche Abweichungen vom Forschungsstand besonders überzeugend begründet werden. Das ist m.E. nicht der Fall, wie besonders im vierten, hier zu besprechenden Band, deutlich wird. Er ist den in Cherchel gefundenen rundplastischen Porträts gewidmet. Auf diesem Gebiet hat L. zuvor noch nicht geforscht, was man dem Band anmerkt. Die Bildnisse werden in chronologischer Abfolge vorgestellt, zunächst die aus der Königszeit, dann die aus der Zeit nach 42 n. Chr., als – nach der Ermordung des Ptolemaios durch Caligula (40 n. Chr.) – aus den beiden Hälften des Königreichs die römischen Provinzen Mauretania Caesariensis und Mauretania Tingitana geworden waren. Auf die Bildnisse folgen in einem zweiten Teil die ohne Kopf erhaltenen Bildnisstatuen, Büsten und Fragmente von solchen.

Am Anfang stehen die Bildnisse der beiden Regenten Juba II. und Ptolemaios, die L. als geschlossenen Block behandelt, in den sie sinnvollerweise auch deren außerhalb Mauretaniens gefundene Bildnisse einbezieht. Hierfür mußte sich L., wie sie schreibt (S. 3), „der ebenso mühsamen wie auch undankbaren Aufgabe“ unterwerfen, sich mit Thesen des Rezensenten zum Thema auseinanderzusetzen. Sie hat diese Auseinandersetzung schon in einem umfangreichen, französisch verfaßten Aufsatz geführt, der ein Jahr vor dem Katalog er-

lassen können, ebenso von der Rückseite und linken Nebenseite der Statuette Nr. 320. Vgl. auch u. Anm. 93. – Es sei auch darauf hingewiesen, daß in Bd. IV alle Abbildungen freigestellt worden sind, wodurch die Tafeln ihr einheitliches, klinisch reines Aussehen erhalten haben. Der Wirklichkeit im Museum entspricht das nicht, aber das Schweben der Skulpturen in einer weißen Fläche ohne Bezug auf eine Bodenfläche paßt zur virtuellen Welt der heutigen Zeit.

⁴ Vgl. dazu etwa die folgenden Rezensionen:

zu Bd. I: R. v. d. Hoff, *Gnomon* 68, 1996, 714-718;

zu Bd. II: M. Fuchs, *BJb* 201, 2001, 579-584;

zu Bd. III: M. Fuchs, *BJb* 206, 2006, 340-346;

zu Bd. IV: M. Fuchs, *BJb* 209, 2009 (2011) 380-383.

Die bei L. gelegentlich sehr heftig ausfallenden Invektiven gegen andere Forscher sind von M. Fuchs, *BJb* 201, 2001, 583 m.E. zurecht gerügt worden.

schienen ist⁵ und nun hier etwas verkürzt wiederholt wird. Ich hatte in einem 1974 erschienenen Aufsatz⁶ zu zeigen versucht, daß die damals bekannten Bildnisse der beiden Könige von vier verschiedenen Bildnistypen abhängen, jeweils zwei für Vater und Sohn, und daß die Frisuren dieser Bildnistypen Bildnisse des Augustus und der augusteischen Prinzen Caius Caesar und Tiberius zitieren. Aus diesen Abhängigkeiten hatte ich – in Verbindung mit den Münzbildnissen – die Entstehungsdaten der Bildnistypen abgeleitet. L. hält das alles, sowohl die Abhängigkeit der Bildnisse von bestimmten Vorlagen (Bildnistypen), als auch ihre Beeinflussungen von stadtrömischen Vorbildern und die darauf aufgebaute Chronologie für völlig verfehlt;⁷ eine Richtigstellung schien ihr auch deswegen dringend erforderlich, weil meine Thesen von der Forschung eine so positive Zustimmung erfahren hätten (S. 2 Anm. 11).⁸ In zwei Übersichtsabbildungen hat sie meine angefochtene und ihre neue Interpretation gegenübergestellt.⁹ L. hält alle Bildnisse für eigenständige Schöpfungen, keinesfalls für Kopien nach verlorenen Originalen (S. 16). Sie ordnet die Bildnisse nach „der einfachen und traditionellen Methode“ der Bestimmung des dargestellten Lebensalters (S. 11, ähnlich S. 33). Man fühlt sich angesichts dieser Methode um hundert Jahre in die Zeit Bernoullis und davor zurückversetzt, und in der Tat bezieht L. viele ihrer Altersbestimmungen von den französischen Autoren jener Generation. Nur hat sich im Fall der Porträts des Augustus (und anderer römischer Kaiser) gezeigt, daß das Lebensalter kein verlässliches Ordnungskriterium bereitstellt.¹⁰ Das ist eine Erkenntnis der Forschungen der zweiten Hälfte des 20. Jhs.,¹¹ die heute nicht mehr ernsthaft in Frage gestellt wird: Besonders jugendlich aussehende Augustusbildnisse sind nicht unbedingt früher entstanden als erwachsener wirkende, wie sich aus ihrem Stil unabweisbar ergibt.¹² Das braucht hier nicht mehr weiter erörtert zu werden. Hinzu kommt noch, daß sich Forscher über das angeblich dargestellte Lebensalter fast nie einigen können. Zu dem Bildnis des Ptolemaios im ersten Typus in Paris (Nr. 282 Taf. 14-15) wird S. 39 Anm. 23 vermerkt, daß F. Cha-

⁵ Vgl. Ch. Landwehr, RA 2007, 65-110.

⁶ Vgl. K. Fittschen, MM 15, 1974, 156-173.

⁷ Im deutschen Resume des Anm. 5 genannten Aufsatzes (a.O. 109) wirft L. mir „die unkritische Übertragung des Paradigmas der augusteischen Bildnispolitik auf die Mauretanischen Könige“ vor, was zu „schweren Fehldatierungen“ geführt habe.

⁸ Auflistung der zustimmenden Stimmen in Landwehr a.O. 81 Anm. 63.

⁹ Die Abbildung 1 enthält neben kleineren Unstimmigkeiten einen gravierenden Fehler: Das Bildnis des Ptolemaios Nr. 284 habe ich keineswegs in spättiberische Zeit datiert, sondern a.O. (s. Anm. 6) 163 (zu Nr. C 2) in spätaugusteisch-frühtiberische Zeit. Derselbe Fehler schon in Landwehr a.O. (s. Anm. 5) 78 und 80 Abb. 16.

¹⁰ Vgl. z.B. P. Zanker, Studien zu den Augustus-Porträts I. Der Aktium-Typus (1973) passim, bes. 27.

¹¹ Vgl. dazu z.B. D. Boschung, Die Bildnisse des Augustus (Das Römische Herrscherbild I 2, 1993) 51ff.

¹² Vgl. z.B. Boschung a.O. Taf. 70 (frühaugust.) mit Taf. 86 (spätaugust.).

mou den Prinzen auf elf bis zwölf Jahre schätzte, K. de Kersauson dagegen auf 15 Jahre, während L. acht bis neun Jahre für das einzig Vertretbare hält. (Das Bildnis weist die Anfänge von Koteletten vor den Ohren auf, wie sie in dieser Altersstufe noch nicht aufzutreten pflegen.) Derartige Altersbestimmungen beruhen allein auf subjektiver Lebenserfahrung.¹³ Mit welchem Recht beansprucht L., daß ihre Lebenserfahrung zu richtigeren Einschätzungen führe als die anderer Forscher? Die Ausweglosigkeit, in die L. mit ihrer „Methode“ gerät, wird an der Beurteilung des prächtigen Bronzefigürchens Jubas II. aus Volubilis in Rabat (S. 9f. Abb. 6a-d) deutlich, das bisher stets an den Anfang seiner Herrschaft datiert wurde. L. erklärt es dagegen für ein Altersbildnis aus den Jahren 5-15 n. Chr., als Juba II. in seinem sechsten Lebensjahrzehnt stand (S. 15f.). Sie begründet ihr Urteil mit der Behauptung, „daß die Haare oberhalb der Stirn lichter werden“ (S. 15; S. 16 spricht sie von „Haarverlust“). Aber auf die charakteristische geneigte Kopfhaltung, die seit klassischer Zeit jugendlichen *pudor* (αἰδώς) ausdrückt, geht sie gar nicht ein. Ob ihr die Forschung das durchgehen läßt? L.s Aversion gegen die Vorstellung, die erhaltenen Bildnisse hingen von verbindlichen Modellen (Bildnistypen) ab,¹⁴ ist auch deswegen ganz unverständlich, weil sie selbst einräumen muß, daß mehrere Bildnisse sich durch übereinstimmende Frisuren zu Gruppen zusammenschließen (auf der Abb. 2 sind sie durch graue Hintergrundfarbe markiert). Nun ist aus der Ikonographie römischer Kaiser bekannt, daß die Bildnistypen vor allem durch ihre Frisuren festgelegt sind. Das war offensichtlich auch im Königreich Mauretanien nicht anders. Die Bildnisse Jubas II. in Kopenhagen (S. 7 Taf. 4.6) und in Paris (Nr. 275 Taf. 5-7) sind untereinander Repliken (das gilt offenbar auch für den bisher nur in zwei schlechten Abbildungen bekannten Kopf in elsässischem Privatbesitz [Nr. 276]),¹⁵ ebenso dessen Bildnisse in Rabat (S. 9f. Abb. 6a-d) und Madrid (S. 11 Abb. 7a-c), wie L. 28 Anm. 66 und 67 selbst zugibt. Wo die Vorbilder standen und ob auch die in Italien gefundenen Repliken in Cherchel gearbeitet und dann „exportiert“ worden sind, wie L. selbstverständlich annimmt, oder ob es umgekehrt war, ist noch gänzlich

¹³ Zur Altersbestimmung von Kinderbildnissen vgl. A. Backe-Dahmen, *Innocentissima aetas* (2006) 100f. und meine Kritik in: *GFA* 13, 2010, 1086.

¹⁴ Diese Aversion zieht sich durch das ganze Buch, vgl. S. 82 Anm. 8 und 12 sowie 85f. Auch in Bezug auf die kaiserliche Idealskulptur nimmt L. eine ähnliche Haltung ein (s. dazu die in Anm. 4 genannte Besprechung).

¹⁵ Wenn der Name des Vorbesitzers richtig überliefert ist (Mavrocordato), käme wohl eher Griechenland als Herkunftsland in Betracht. Daß in Athen eine Bildnisstatue Jubas II. gestanden hat, ist durch Pausanias (I 17,2) bezeugt. Ein Bildniskopf mit Königsbinde aus dem Dionysos-Theater in Athen ist den Bildnissen Nr. 275 und Kopenhagen (Taf. 6-7) in Bezug auf die Frisur ähnlich und könnte Juba darstellen, vgl. E. Raftopoulou, *Figures enfantines du Musée National d'Athènes* (2000) 87f. Nr. 48 Taf. 86-87.

ungeklärt.¹⁶ Besonders aufschlußreich ist die Serie der Repliken des zweiten Bildnistypus des Ptolemaios (Abb. 2 unten rechts): Sie stimmen in Bezug auf das Kopfhaar alle soweit überein, daß die Abhängigkeit von einer gemeinsamen Vorlage erkennbar ist.¹⁷ Einige dieser Bildnisse zeigen die Anfänge eines Bartes (auf den Wangen vor den Ohren und am Kinn; das gilt auch für das erst kürzlich aufgetauchte Bildnis in New Yorker Privatbesitz [S. 30f. Taf. 17b,d., nach L. „Ptolemaios als heranwachsender Knabe“]); an anderen Repliken sind diese Bartteile zusammengewachsen. Es handelt sich also um zwei Phasen innerhalb der Rezeption eines Bildnistypus. Aus einer von L. nicht berücksichtigten Replik in Leiden¹⁸ ergibt sich, daß der Bildnistypus zunächst sogar ganz bartlos konzipiert worden ist. Das Phänomen, daß ein in Bezug auf die Haarfrisur festgelegter Bildnistypus in Bezug auf Zunahme von Bart in gewissen Abständen abgeändert wird, läßt sich an den Bildnissen zahlreicher heranwachsender römischer Kronprinzen verfolgen.¹⁹ Die Bildnisse des Ptolemaios sind das bisher früheste Beispiel dieses Verfahrens; es hatte seinen einfach Grund darin, daß für noch im Wachstum befindliche Personen nicht alle paar Jahre ein gänzlich neuer Bildnistypus kreiert zu werden brauchte.

Und was schließlich die Abhängigkeit der Bildnisse der beiden mauretanischen Könige von stadtrömischen Vorbildern angeht, so gibt L. immerhin zu (S. 35 mit Anm. 25), daß es „durchaus möglich sei“, „daß es dem Vater oder dem Knaben [s.c. Ptolemaios] gefiel, die Haare nach der Mode des Gaius Caesar zu tragen“. Nun ist sich die Forschung längst darin einig, daß die Frisur der Bildnisse des Adoptivsohns des Augustus keineswegs einer „Mode“ ent-

¹⁶ Die unbezweifelbare Herkunft einiger Bildnisse der beiden Könige aus Italien kann man sich vielleicht mit der Annahme erklären, daß die königliche Familie oder Angehörige des Hofstaates Grundbesitz in Italien hatten. Zu einer kopflosen Herme Jubas II. in Terracina vgl. AE 1986, 36 Nr. 124; A.M. Andermahr, *Totus in praedis* (1998) 443 Anm. 5; K. Fittschen, *Die Bildnisgalerie in Herrenhausen bei Hannover* (2006) 146 Anm. 9 Taf. 33,1. – Die Annahme von L., das Bildnis des Ptolemaios in Woburn Abbey (31 Abb. 12a-d) könne aus Algerien stammen und über Istanbul nach Europa gelangt sein (S. 38 Anm. 11), ist unbegründet. – Dagegen könnte das Bildnis Jubas II. in Madrid (S. 12 Abb. 7a-c) theoretisch auch aus Spanien stammen, weil der König in Gadis den Ehren-Duumvirat bekleidete und in Carthago nova Patron und Quinquennalis war (vgl. RE IX 2 [1916] 2387 [F. Jacoby]).

¹⁷ L. verlangt allerdings „wörtliche Übereinstimmung“ (S. 17f. Anm. 38. 45. 68), doch das zeigt, daß sie sich mit Methode und Problemen der Replikenrezension nicht vertraut gemacht hat.

¹⁸ Vgl. F.L. Bastet/H. Brunstig, *Corpus signorum classicorum Musei Antiquarii Lugduno – Batavi* (1982) 274 Nr. 528 Taf. 155. Nach Landwehr a.O. (s. Anm. 5) 86 Anm. 91 B habe der Kopf keinen Bezug zu den Bildnissen des Ptolemaios. Daß es sich um eine Replik handelt, ist an der Frisur unschwer zu erkennen, gleichgültig wie man die Authentizität des Kopfes beurteilt; ich habe dazu in H.G. Horn/Ch.B. Rüger (Hgg.), *Die Numider*, Kat. Ausst. Bonn 1979) 220f. alles Nötige gesagt.

¹⁹ Vgl. dazu K. Fittschen, *BullCom* 109, 2008, 109ff. bes. 113f. mit den einschlägigen Parallelen.

sprach, sondern dynastischen Zielsetzungen diene. Die Ikonographie der Kaiser und Prinzen des iulisch-claudischen Hauses ist voll von solchen Frisurzitate, an denen familiäre Zusammenhänge und Rangstufen in der Sukzession ablesbar werden sollten.²⁰ Die Frisurzitate an den Bildnissen der mauretanischen Könige dienten dagegen wohl auch der Loyalitätsbekundung. Übrigens läßt sich auch der Bart, den Ptolemaios im Gegensatz zu seinem Vater und allen Vorfahren mütterlicherseits getragen hat, gut als Nachahmung zeitgenössischer stadtrömischer Vorbilder erklären: die Germanicus-Söhne Nero und Drusus haben als tiberische Kronprinzen ebenfalls derartige Bärte getragen.²¹

Ich sehe nicht, daß die Ikonographie der mauretanischen Könige durch die Ausführungen von L. an Klarheit gewonnen hat und kann deshalb auch nicht erkennen, wo ich meine Ansichten revidieren müßte.

Soweit zum Methodischen. Im Folgenden zur Behandlung der Denkmäler selbst, zu der es viel zu sagen gibt.

S. 5 Nr. 277 Taf. 8

Das Bildnis paßt zu keinem der bisher bekannten Bildnistypen der beiden mauretanischen Könige. Wegen des hier besonders tiefliegenden Königsdiadems hatte ich auf Ptolemaios I. verwiesen,²² dessen Bildnisse, sowohl auf den Münzen als auch in der Rundplastik, in dieser Hinsicht vergleichbar sind.²³ Ptolemaios I. ist der Stammvater des Geschlechts, aus dem Jubas Frau Kleopatra Selene hervorgegangen ist.²⁴ Die Annahme, in Caesarea könne das Andenken der Vorfahren des Königshauses gepflegt worden sein, wird von L. allerdings strikt abgelehnt (s.u. Nr. 281). „Der Meinung der französischen Forscher, es handle sich um Juba II. [...] kann ich nur beipflichten“ (S. 6). Ob man einer solchen Formulierung Beweiskraft zubilligen sollte?

²⁰ Vgl. dazu den Überblick bei D. Boschung, JRA 6, 1993, 39ff.

²¹ Vgl. K. Fittschen, in: G. Bonamente/M.P. Segolini (Hgg.), *Germanico. La persona, la personalità, il personaggio*, Atti Convegno Macerata – Perugia 1986 (1987) 215ff. Taf. 9-13; Boschung a.O. 64ff. Typus R und S. – Daß die Frisuren kaiserlicher Bildnisse auch von anderen Klientelkönigen zitiert worden sind, zeigt das Bildnis Antiochos III. von Kommagene (12 v. Chr.-17 n. Chr.), vgl. R. Fleischer, in: *Augustus – Der Blick von außen*, Akten der Intern. Tagung Mainz 2006 (2008) 321ff. Abb. 12-14.

²² Vgl. K. Fittschen, in: *Alessandria e il mondo ellenistico-romano*, Studi in onore di Achille Adriani I (1983) 165ff. Taf. 28.

²³ Dieses Detail wird von L. gar nicht beachtet.

²⁴ Auf der Basis für eine bronzene Ehrenstatue in Athen wird König Ptolemaios nicht nur als Sohn König Jubas, sondern auch als Πτολεμαίου ἑκγονοῦ bezeichnet. F. Jacoby (RE IX 2 [1916] 2384 s.v. Juba) hält diesen Ptolemaios nicht für Ptolemaios XII., den Urgroßvater, sondern für Ptolemaios I. Lagu, den Stammvater des Geschlechts.

S. 6 Nr. 279 Taf. 10-11

Das Bildnis stellt Juba II. als reiferen Mann dar, aber als das Greisenporträt eines Sechzig- bis Siebzigjährigen kann es wohl kaum gelten, und von „augenfälliger“ Zahnlosigkeit (S. 14) kann keine Rede sein (ebensowenig wie bei Nr. 277).²⁵ L. behandelt den Kopf zu Recht zusammen mit den Bildnissen in Rabat und Madrid (s.o.), denn er weist über der Stirn dieselben Haarmotive auf, geht also trotz aller, in der Tat auffälliger Veränderungen auf dasselbe Vorbild zurück und zeigt, welchen Spielraum den Kopisten bei ihrer Arbeit zugestanden wurde, ein aus der Ikonographie des Augustus wohlbekanntes Phänomen.²⁶

S. 18 Nr. 281 Taf. 12

L. weist die schon von anderen und auch von mir vertretene Auffassung, daß ausdrucksstarke Frauenporträt stelle Kleopatra VII., die Mutter der Kleopatra Selene dar, mit Entschiedenheit zurück, vielmehr sei eindeutig die Tochter, die Frau Jubas II., dargestellt. Mein Hauptargument, diese könne nicht gemeint sein, weil sie auf den Münzen anders, nämlich ähnlich wie Livia in deren späteren Bildnistypen mit einem Haarkranz wiedergegeben wird (s. hier Nr. 295), verwirft sie mit der lapidaren und kaum widerlegbaren Vermutung, auf den Münzen seien eben nicht alle „Frisurvarianten“ der Königin berücksichtigt worden (S. 22).²⁷ Im Übrigen könne gar nicht damit gerechnet werden, daß in einem von Rom abhängigen Klientelstaat ein Bildnis der Staatsfeindin Roms hätte aufgestellt werden dürfen (S. 22). Nun wissen wir nichts darüber, welche Freiheiten das mauretanische Königshaus sich in der Pflege des Andenkens seiner Vorfahren leisten konnte. Augustus jedenfalls hat an der Existenz von Bildnissen des Caesarmörders und Staatsfeindes Brutus in römischen Familien und italischen Städten keinen Anstoß genommen.²⁸ Warum also hätte man im fernen Mauretanien mehr Rücksicht nehmen sollen? Daß in Caesarea ptolemäische Traditionen gepflegt wurden, ist unbestreitbar.²⁹ Die auffällig vorge-

²⁵ Zur Darstellung wirklich zahnloser Männer und Frauen s. den Index in K. Fittschen/P. Zanker, Katalog der römischen Bildnisse in den Capitolinischen Museen IV.

²⁶ Abweichungen gegenüber dem ursprünglichen Vorbild können recht groß ausfallen, wie das etwa gleichzeitige Bildnis des Augustus im Typus Alcudia in Toulouse illustriert, vgl. Boschung a.O. (s. Anm. 11) 121f. Nr. 29 Taf. 18-19.

²⁷ S. 56 unten liest man, daß die „schlichte Haartracht“ der Kleopatra Selene auf den Münzen in „krassem Gegensatz zu der recht aufwendigen Frisur“ des Bildnisses Nr. 281 steht. Hätte L. daraus nicht Konsequenzen ziehen müssen?

²⁸ Vgl. J.J. Bernoulli, Römische Ikonographie I (1882) 190 mit den antiken Belegen.

²⁹ Vgl. K. Fittschen, in: Horn/Rüger a.O. (s. Anm. 18), 238f. 520 mit Abb. In der Münzprägung der mauretanischen Könige lassen sich sowohl numidische wie ptolemäische Traditionen nachweisen, vgl. D. Salzmann, MM 15, 1974, 174ff.

schobene Unterlippe findet sich ähnlich an den Bildnissen, die üblicherweise auf Ptolemaios XII., den Vater Kleopatras VII., bezogen werden.³⁰ Die Benennungsfrage kann jedenfalls noch nicht zugunsten der Kleopatra Selene als entschieden gelten. Um sie zu klären, wird es auch nötig sein, über die Frisur des Bildnis Nr. 281 Einvernehmen herzustellen.

Die Beschreibung und Rekonstruktion durch L. (Abb. 9a-c) ist unverständlich und nicht nachvollziehbar. Es handelt sich um die klassische Melonenfrisur, wie sie seit dem späten 4. Jh. (Kleine Herkulanenserin) bezeugt ist.³¹ Nur die Haare vor dem Diadem sind in diese strenge Haaranlage nicht eingebunden, sondern locker mit einander verflochten; auf die Stirn hängen kleine, eingerollte Löckchen, wie sie auch an den Bildnissen Kleopatras VII. in Berlin und im Vatikan³² sowie auf einigen ihrer Münzbildnisse vorkommen.³³ Ich verstehe deshalb nicht, weshalb sich L. so vehement gegen eine Identifizierung mit der Mutter sträubt.

Es gibt noch ein weiteres in Cherchel gefundenes Bildnis, das als Ahnenporträt in Betracht kommt: In dem jetzt in Paris verwahrten vollbärtigen Männerkopf mit üppigem, aus Korkenzieherlocken zusammengesetzten Haupthaar und Diadem hat die Forschung einmütig Juba I., den Vater Jubas II. erkannt.³⁴ Auch diese Identifizierung läßt L. nicht gelten, wie sie in einem eigenen Aufsatz³⁵ und in Bd. III unter Nr. 256 ausgeführt hat; sie glaubt in dem Kopf den numidischen Gott *Deus Maurus* erkennen zu können, dessen Ikonographie bisher jedoch unbekannt ist. L.s Umdeutung ist deshalb schon auf entschiedenen Widerspruch gestoßen.³⁶ Die Frage möglicher Ahnenporträts kann also noch nicht als widerlegt gelten.³⁷

S. 28 Nr. 288 Taf. 24

Auch das Kopffragment in Cherchel und der Kopf auf einer nackten Idealstatue aus einem Tempel in Sala (Marokko, S. 32 Abb. 14a-c) sind untereinander

³⁰ Vgl. H. Kyrieleis, *Bildnisse der Ptolemäer* (1975) 178 Nr. I 1 Taf. 69, 1-3.

³¹ Vgl. dazu jetzt J. Daehner (Hg.), *Die Herculanerinnen* (2007) mit reicher Dokumentation.

³² Vgl. B. Andreae/K. Rhein (Hgg.), *Kleopatra und die Caesaren*, Kat. Ausst. Hamburg 2006, 20ff. Abb. 6-7. 9-10. 12-14.

³³ Vgl. ebenda 131ff. Abb. 88. 93. 95-96.

³⁴ Vgl. Fittschen a.O. (s. Anm. 6) 167 Anm. 35 Taf. 31a-b.

³⁵ Vgl. Ch. Landwehr, *JdI* 116, 2001, 277ff. Abb. 1. 3. 4. 8. 12.

³⁶ Vgl. M. Fuchs, *BJb* 206, 2006, 2430f. Juba II. nennt sich auf einigen seiner Münzen „*Regis Jubae f(ilius)*“, vgl. J. Mazard, *Corpus Nummorum Numidiae Mauretaniaeque* (1955) 117f. Nr. 357 und 124 Nr. 389, jeweils mit Abb.; dazu vgl. auch die Inschrift auf dem Anm. 16 genannten Hermenpfeiler Jubas II. in Terracina.

³⁷ Vielleicht war es die Bezeichnung „Ahnengalerie“, die ich a.O. (s. Anm. 18) 221 und passim benutzt hatte, die L.s Zorn ausgelöst hat. Die Anführungszeichen deuten an, daß ich nicht eine topographisch zusammenhängende Aufstellung im Auge hatte.

Repliken.³⁸ Durch das kurzgeschnittene, flach anliegende Haupthaar unterscheiden sich die beiden Bildnisse deutlich von den anderen Bildnissen der beiden Könige. Es liegt ihnen offenkundig ein anderes Konzept zugrunde. Auf den ersten Blick läßt sich kaum entscheiden, ob überhaupt einer der beiden Könige und ggf. welcher gemeint sein könnte. L. schließt sich der Identifizierung der Statue aus Sala durch Jean Boube als Ptolemaios an, ohne allerdings die Gründe zu referieren, die zu dieser Benennung geführt haben.³⁹ Ich hatte mich dagegen für Juba II. entschieden mit Verweis auf einen Münzbildnistypus des Königs, der sich von den anderen Münzbildnissen in derselben Weise unterscheidet wie der Typus Cherchel – Sala von den anderen Bildnistypen Jubas. Charakteristisch ist neben dem kurzflockigen Haar vor allem der tiefe, winklige Einzug der Haarkontur über den Schläfen.⁴⁰

Da es eine ähnliche Bildnisversion aber auch auf Münzen des Ptolemaios gibt,⁴¹ ist auf diesem Weg eine sichere Entscheidung nicht zu gewinnen. Deshalb müssen, solange keine besseren Hilfsmittel zur Verfügung stehen, physiognomische Details den Ausschlag geben: Die Art, wie die Brauen waagerecht an die Nasenwurzel anstoßen, ist den Bildnissen Jubas m.E. ähnlicher als denen des Ptolemaios. Die Zuweisung der beiden Bildnisse an den letzteren kann jedenfalls nicht als gesichert gelten.

S. 28 Bronzestütchen des Ptolemaios, ehemals Privatbesitz Schweden, z.Z. Leihgabe im Metropolitan Museum New York, Abb. 11a-c

Die Herkunft der Büste ist nach wie vor nicht geklärt. Die Annahme von L. (S. 38 Anm. 10), sie sei in Caesarea angefertigt und „für die Verwandten in Rom“ nach Italien gesandt worden, ist pure Spekulation. Nun gibt es zu dieser Büste eine ebenfalls sehr qualitätsvolle Wiederholung, ebenfalls in Bronze und ebenfalls ohne gesicherte Herkunft, die – einem beliebten kunsthistorischen Muster entsprechend – als Arbeit der Renaissance betrachtet wird.⁴² Diese Wiederholung steht der New Yorker stilistisch so nahe, daß eine Beziehung

³⁸ So zuerst Fittschen a.O. (s. Anm. 22) 165 Anm. 6 und 8.

³⁹ Vgl. J. Boube, RA 1990, 331ff. bes. 356ff.

⁴⁰ Vgl. Sylloge Nummorum Graecorum, Royal Collection of Coins and Medals, Danish National Museum, fasc. 42 (1969) Nr. 552. 555-558 Taf. 21; Fittschen a.O. (s. Anm. 6) 165 Anm. 24-25.

⁴¹ Vgl. Horn/Rüger a.O. (s. Anm. 18) 663 Abb. 4. Die in Anm. 40 genannten Münzbildnisse Jubas sind zweifellos qualitätsvoller und sind den beiden rundplastischen Bildnissen ähnlicher.

⁴² In Privatbesitz (Abbott Guggenheim Coll.), vormals Otto Gutekunst, London: W. Bode, Die italienischen Bronzestatuetten der Renaissance (1922) Taf. 9 oben links; W. Bode/J. Draper, Italian Bronze Statuettes (1980) Taf. 253 (18. Jh.); L. Camins, Renaissance and Baroque Bronzes from the Abbott Guggenheim Collection, Kat. Ausst. San Francisco 1988, 40ff. Nr. 10 mit Abb. (ca. 1520-1550, von Simone Bianco?).

zwischen beiden bestehen muß. Das hat dazu geführt, daß auch die New Yorker Büste als nachantik verdächtigt wurde.⁴³ Die zweite Büste ist zwar auch unterlebensgroß, aber etwas größer als die New Yorker. Es kann sich also nicht um einen Nachguß der einen nach der anderen handeln. Winzige Abweichungen im Haar zwischen beiden Bronzen legen vielmehr die Annahme nahe, daß sie in derselben Werkstatt nach demselben Vorbild gegossen worden sind. Da aus der Renaissance (und aus späterer Zeit) bisher kein Vorbild kannt ist, nach dem sie hätten gestaltet werden können, muß man schließen, daß beide Büsten antik sind. In beiden Fällen war das Diadem separat gearbeitet. Da es keine Befestigungsspuren gibt, war es wohl nur lose aufgelegt und bestand vielleicht aus Edelmetall (Silber?). Wozu die beiden Büsten gedient haben, ist unbekannt. Die Aufstellung in einem Lararium hat wohl am meisten für sich. Da in beiden Fällen entsprechende Vorrichtungen nicht vorhanden sind, weiß man nicht, wie sie aufgestellt waren.⁴⁴

S. 39 Nr. 289 Taf. 13

Der Kopf einer Frau, dem (absichtlich schon der Antike?) das Gesicht abgeschlagen worden ist, muß wegen des Diadems eine königliche Person dargestellt haben. L. schlägt versuchsweise den Namen Drusilla vor, die vielleicht eine leibliche Schwester des Ptolemaios gewesen ist, und datiert das Bildnis in die Jahre 15-20 n. Chr. Die Frisur mit den vielen, dichtgedrängten Schneckenlöckchen ist aber erst später, in claudisch-neronischer Zeit belegt.⁴⁵ Wenn man nicht annehmen will, daß in Mauretanien diese Frisurmode bereits früher angekommen sei, kann das Bildnis also erst nach dem Ende der Königszeit entstanden sein. Wir wissen nicht, ob Drusilla damals in Caesarea noch eine Rolle spielte⁴⁶ oder ob Ptolemaios eine Frau hatte,⁴⁷ die seinen Tod überlebt hat und im Lande – heimlich? – weiter verehrt wurde. Deshalb könnte die Art der Zer-

⁴³ Camins a.O. („mistakenly ... considered an antiquity“).

⁴⁴ Mit diesem Problem stehen die beiden Bronzen allerdings nicht allein, vgl. K. Dahmen, Untersuchungen zu Form und Funktion kleinformatiger Porträts der römischen Kaiserzeit (2001) 20f. und Kat.-Nr. 29. 34. 38. 43. 48. Man hat sich wohl eine Unterlage aus Holz vorzustellen.

⁴⁵ Vgl. K. Polaschek, TrZ 35, 1972, 178ff. Abb. 11-12.

⁴⁶ Nach Tac., hist. V 9 und Sueton, Claud. 28 war Drusilla mit dem Freigelassenen Antonius Felix verheiratet, der unter Claudius Legat in Judäa war.

⁴⁷ L. nimmt ohne nähere Begründung an, daß Ptolemaios unverheiratet geblieben sei, doch widerspräche das antiken Gewohnheiten, gerade in Monarchien. Daß wir keinen Namen kennen, besagt angesichts der trümmerhaften Überlieferung nichts. Nach M. Hofmann, in: RE 23,2 (1959) 1768 habe Ptolemaios nach dem Brauch seiner Vorfahren mütterlicherseits seine Schwester Drusilla geheiratet, doch ist das reine Spekulation wie so manches in diesem seltsamen RE-Artikel.

störung von besonderer Bedeutung sein. (Zu einem anderen möglichen Porträt einer mauretanischen Königin s.u. unter S. 50 Nr. 66-Fortsetzung).

S. 43 Nr. 291 Abb. 16a-b

Das in Alger verwahrte Bildnis einer älteren Frau aus der Nekropole von Cherchel gehört zu jenen Bildwerken, die L. nicht genauer untersuchen und besser dokumentieren konnte. Die Dargestellte trägt eine Frisur, die über der Stirn nach Art der *coma in gradus*-Frisur angelegt ist und im Nacken durch ein großes Nest aus geflochtenen Zöpfen abgeschlossen wird. Es handelt sich um eine bisher selten belegte ModEFRISUR neronisch-flavischer Zeit. Ein besonders qualitätsvolles und besser erhaltenes Beispiel befindet sich in Madrid⁴⁸, ein weiteres aus Nikosia in London⁴⁹. Das Bildnis ist also erst nach dem Ende der Königszeit entstanden.

S. 46 Nr. 294 Taf. 27

Der in Alger verwahrte Kolossalkopf ist aus einem männlichen in einen weiblichen Kopf umgearbeitet worden. Vom männlichen Kopf ist nur das Nackenhaar erhalten geblieben, das aber ausreicht, den ursprünglichen Kopf als Bildnis auszuweisen. L. behauptet, daß es ausgeschlossen sei, daß in Caesarea in der Königszeit das Kolossalbildnis eines römischen Kaisers hätte aufgestellt werden können; das Bildnis könne vielmehr erst nach 40 n. Chr. entstanden sein (zu dieser Art der Argumentation vgl. auch u. Nr. 321). In der Frage, wen die ursprüngliche Fassung dargestellt haben könnte, schränkt sie die Möglichkeiten auf Augustus und Caligula ein und entscheidet sich für den ersteren, weil in der kurzen Zeit zwischen der Ermordung des Ptolemaios (40 n. Chr.) und der Ermordung des Caligula (Jan. 41 n. Chr.) in Cherchel ein Kolossalbildnis des Kaisers nicht hätte errichtet werden können. Nun ist aber die Vorstellung, ein Kolossalbildnis des Augustus hätte in späterer Zeit (nach L.s Vorschlag vielleicht in hadrianischer Zeit) umgearbeitet werden können, völlig absurd, jedenfalls vor der Zeit der Tetrarchen und des Konstantin. Man wird sich also doch wohl eher für Caligula entscheiden müssen. Nichts hindert uns anzunehmen, daß Ptolemaios Grund hatte, ein solches Bildnis in seiner Hauptstadt aufzustellen. Vielleicht ist die Umarbeitung schon unmittelbar nach Caligulas Tod, noch vor der Umwandlung des Königreichs in eine römische Provinz erfolgt: Die Bürger Caesareas hätten doppelten Grund gehabt. Und vielleicht ist das Bildnis

⁴⁸ Vgl. St. Schröder, Katalog der antiken Skulpturen des Museo del Prado in Madrid I. Die Porträts (1993) 176ff. Nr. 44 mit Abb. (85-95 n. Chr.).

⁴⁹ Vgl. V. Karageorghi/C. Vermeule, *Sculptures from Salamis* (Salamis II 1966) 30 Nr. 101 Taf. 16,1-2.

deshalb in den Kopf einer Göttin (oder Personifikation) verwandelt worden und nicht in das Bildnis eines anderen Kaisers (z.B. des Claudius).

Daß ursprünglich der Kaiser Nero dargestellt war, was mit dem Nackenhaar vereinbar wäre, ist wegen der schlanken Kopfform weniger wahrscheinlich. Die Alternative Caligula oder Nero würde sich vielleicht an der Rückseite klären lassen, doch konnte eine entsprechende Aufnahme leider nicht hergestellt werden.

S. 50 Nr. 66-Fortsetzung Taf. 31

Das Bildnis, von dem mehrere Repliken bekannt sind, wird von A. Alexandridis mit Livilla, der Tochter der älteren und Frau des jüngeren Drusus identifiziert und in spättiberisch-frühclaudische Zeit datiert. Die Benennung scheint sich in der neueren Forschung durchzusetzen. Da Livilla im Gefolge des Sturzes Seians 31 n. Chr. hingerichtet wurde, sind Bildnisauftellungen danach kaum noch zu erwarten. Die Statue der Livilla muß also noch in der Königszeit aufgestellt worden sein. Alexandridis rechnet, einer Replikenliste von H.R. Goette folgend,⁵⁰ auch ein Bildnis in der Münchner Residenz zu diesen Repliken. Das ist jedoch nicht zutreffend, wie schon E. Weski gezeigt hat.⁵¹ Die Frisur des Münchner Kopfes ist zwar erstaunlich ähnlich, weist aber auch kleinere Abweichungen auf und trägt vor allem eine Königsbinde, und zwar eine von der auch in Mauretanien üblichen breiten Art. Da ganz ausgeschlossen ist, daß eine römische Prinzessin mit diesem monarchischen Standeskennzeichen hätte dargestellt werden können (auch aus dem griechischen Osten sind – gegen Weski – solche Ausnahmen bisher nicht bekannt), muß es sich um das Bildnis einer Klientelkönigin handeln, die in ihrer Frisur Bildnisse der Livilla nachgeahmt hat. Eine solche Königin wird man am ehesten in Mauretanien vermuten dürfen. Daß das Bildnis in München sehr wahrscheinlich aus Italien stammt, steht dieser Vermutung nicht im Wege (s.o. Anm. 16).

S. 53 Nr. 298 Taf. 32-33

In der endlosen Diskussion um die richtige Deutung des Einsatzkopfes *capite velato* entscheidet sich L. für die Darstellung eines Mannes.⁵² Die Gesichtszüge sprechen nicht gegen diese Geschlechtsbestimmung. L. ließ sich dazu beson-

⁵⁰ Vgl. H.R. Goette, Studien zu römischen Togadarstellungen (1990) 35f. Anm. 159f.

⁵¹ Vgl. E. Weski/H. Frosien-Leinz, Das Antiquarium der Münchner Residenz. Katalog der Skulpturen (1987) 156ff. Nr. 31 Taf. 70; K. Fittschen, AntK 47, 2004, 121 Anm. 59.

⁵² So schon M. Ferroukhi, in: S. Walker/P. Higgs (Hgg.), Cleopatra of Egypt, Kat. Ausst. London 2001, 242 Nr. 262 mit Abb.

ders durch die Löcher in den Ohrläppchen bewegen, weil in den Randgebieten des Römischen Reiches Ohrschmuck auch von Männern getragen worden sei. Man muß sich dafür allerdings nicht auf Ohrringe aus römischen Militärlagern berufen, denn der Kaiser Macrinus, ein Mauretanier und aus Caesarea gebürtig, hat, wie Cassius Dio 79, 11, 1 berichtet, nach einheimischem Brauch Ohrschmuck getragen, allerdings nur in einem Ohr. Das wird durch das – vor allem deswegen – auf Macrinus bezogene Bronzefigürchen in Belgrad bestätigt.⁵³ Dann wäre Ohrschmuck an beiden Ohren doch wieder ein Indiz für eine Frau. Die bisher beste Parallele für das „unordentliche“ Stirnhaar ist ein Bildnis aus Pozzuoli im Castello di Baia, ebenfalls *capite velato* und mit herben Zügen, das wegen der *vitta* aber eindeutig eine Frau wiedergibt.⁵⁴ Ein weiteres Detail, das bisher überhaupt nicht beachtet worden ist und auch von L. nicht erwähnt wird, deutet ebenfalls in diese Richtung: Auf der Rückseite ist in Höhe des Hinterkopfes im Gewand eine Stufe zu erkennen, die sich auch auf den Profilseiten deutlich abzeichnet und keine Beschädigung sein kann. Damit könnte ein hochsitzendes Haarnest angedeutet sein, dessen Kontur sich unter dem Mantel abzeichnet.⁵⁵ Wenn das richtig ist, stünde das weibliche Geschlecht fest, und das Bildnis könnte nicht vor der flavischen Zeit entstanden sein. Eine solche Datierung wird m.E. auch durch Männerbildnisse dieser Zeit gestützt.⁵⁶

Daß das unruhig gelockte Haar auf die nordafrikanische Herkunft der dargestellten Person, unabhängig von der Frage männlich oder weiblich, weise, scheint mir ganz unsicher. Mit derartigen, seit langem beliebten ethnischen Kriterien sollte etwas zurückhaltender umgegangen werden (s.u. Nr. 311).

S. 60 Nr. 40-Fortsetzung Taf. 36,1-3

Die Statue einer Frau im Ceres-Typus *capite velato* hatte L. in Band I noch – entsprechend der älteren Literatur – in die zweite Hälfte des 2. Jhs. datiert. Jetzt hat sie diesen Ansatz korrigiert und vertritt eine Entstehung im ersten Viertel des 2. Jhs. Die fehlende Augenbohrung könnte ihr recht geben, doch gibt es immer wieder Ausnahmen von der Regel „Augenbohrungen ab 130 n. Chr.“, zumal in den Provinzen (vgl. z.B. hier Nr. 302, 305, 306, 309, 315, 320). Die

⁵³ Vgl. Salzmann a.O. (s. Anm. 29) 371ff. Abb. 28-30.

⁵⁴ Vgl. F. Zevi (Hg.), Museo Archeologico dei Campi Flegrei, Catalogo Generale II. Pozzuoli (2008) 191 mit Abb.

⁵⁵ Vgl. z.B. Fittschen/Zanker a.O. (s. Anm. 25) III Nr. 78 Taf. 98 und Nr. 80 Taf. 100.

⁵⁶ Vgl. z.B. K. Fittschen/P. Zanker/P. Cain, Katalog der römischen Porträts in den Capitolinischen Museen II (2010) Nr. 60 Taf. 68; vgl. auch den Kopf (auf moderner Büste) in Cremona: C. Compostella, Un gruppo di sculture marmoree di età romana nel Museo Civico di Cremona (1985) 72ff. Taf. 6a-b.

Frisur, die vor dem Mantel sichtbar ist, entspreche einer Gruppe von Frauenporträts, die Paul Zanker zuerst zusammengestellt hat und die mehrheitlich in trajanische Zeit gehörten.⁵⁷ An diesen Bildnissen liegen die Ohren jedoch stets frei, während sie hier ganz vom ondulierten Haar bedeckt werden, wie es in antoninischer Zeit vorherrschender Brauch ist.⁵⁸ Es muß daher bei der früheren Datierung bleiben. Auch das Gesicht spricht nicht dagegen: Neben schön geformten ovalen Gesichtern gibt es in antoninischer Zeit auch solche mit angespannten Zügen.⁵⁹ Die Statue ist also erst nach der hadrianischen Statue gleichen Typs Nr. 34 Taf. 37 entstanden, was man an ihrem Gewandstil auch erkennen kann (abgebildet in Bd. I Taf. 56-58).

S. 65 Nr. 303 Taf. 40

L. meint, daß das Einsatzbildnis des Antinoos für eine Herme bestimmt gewesen sei. Das scheint mir ganz unwahrscheinlich. Abgesehen davon, daß bisher keine Herme mit Antinoosbildnis bekannt geworden ist, läßt sich die auf der Rückseite bis fast an den Hinterkopf reichende Aushöhlung der Einsatzbüste mit einem Hermenpfeiler nicht vereinbaren. Der Kopf muß vielmehr in eine Statue eingesetzt gewesen sein, und zwar in eine mit einem Gewand, das im Nacken bis an den Haaransatz reichte. Wegen des Efeu-Weintrauben-Kranzes im Haar dürfte auch diese verlorene Statue dem dionysischen Repertoire angehört haben. Bekleidete Bacchusstatuen sind allerdings sehr selten; in Betracht käme am ehesten der Typus Hope,⁶⁰ der unter den Antinoosstatuen allerdings noch nicht belegt ist. L. fertigt die Meinung von H. Meyer, der Antinoos Charchel sei aus einem Bacchuskopf umgearbeitet worden, in einer Anmerkung kurz ab und geht auf die in die gleiche Richtung zielende Ansicht von H.R. Goette⁶¹ gar nicht ein. Ich verstehe allerdings auch nicht, worauf sich diese Behauptungen stützen, doch wäre für die Klärung auch solcher Fragen eine Aufnahme der Rückseite wünschenswert gewesen.

S. 69 Nr. 306 Taf. 41

L. hält die Büste, mit der zusammen das Bildnis in der bisherigen Literatur bekannt gemacht worden ist, für nicht zugehörig, weil sie für diesen Kopf zu

⁵⁷ Vgl. Fittschen/Zanker a.O. III 60f., Nr. 80 Taf. 100.

⁵⁸ Vgl. Fittschen/Zanker a.O. III Nr. 113-116 Taf. 142-148.

⁵⁹ Vgl. z.B. ein Bildnis in Kassel: P. Gercke/N. Zimmermann-Elseify, *Antike Steinskulpturen und neuzeitliche Nachbildungen in Kassel. Bestandskatalog* (2007) 264f. Nr. 85 mit Abb. (165-170 n. Chr.).

⁶⁰ Vgl. LIMC III (1986) 436f. Nr. 128 Taf. 309.

⁶¹ Vgl. H.R. Goette, GGA 250, 1998, 37.

klein sei. Sie behandelt die Büste deshalb separat S. 133f. Nr. 344 Taf. 86a-c und bildet sie dort auch ohne den herausgeschnittenen Kopf ab. Ich finde das keine glückliche Lösung. Es gibt auch andere Beispiele, an denen Kopf und Büste nicht im richtigen Größenverhältnis zueinander stehen, was auch immer der Grund dafür gewesen sein mag.⁶² Da Kopf und Büste etwa gleichzeitig entstanden und zusammen gefunden worden sind und offenbar auch aus dem gleichen Marmor bestehen, spricht m.E. nichts dagegen, sie als zusammengehörig anzusehen.

Das künstlerisch nicht gerade anspruchsvolle Bildnis weist, wie L. beobachtet hat, ein Detail auf, das ihm das besondere Interesse der Antiquare sichert: Der schmale, glatte Saum, der sich am Stirnhaar entlangzieht, kann wohl nicht anders gedeutet werden als der Rand einer Perücke, die also sichtbar gemacht werden sollte.⁶³ Ich kenne bisher keine Parallele. An dem von L. angeführten Bildnis in Kopenhagen rührt die Stufe vor dem Stirnhaar von einer Umarbeitung her, auch wenn L. das nicht wahrhaben will (S. 72 Anm. 1).⁶⁴

S. 70 Nr. 307 Taf. 44

Der Lockenschopf auf dem Hinterkopf des Knabenbildnisses deutet L. – der vorherrschenden Lehrmeinung entsprechend – als Isislocke, obwohl die echten Isis- oder besser Horus-Locken stets an der Seite des Kopfes getragen wurden. Sie beruft sich S. 71 Anm. 4 auf den Kopf eines Knaben im Magazin der Vatikanischen Museen, der in der Tat in dieser Frage eine Schlüsselrolle gespielt hat.⁶⁵ Sie hat übersehen, daß gerade dieser Kopf ausscheiden muß, weil er, wie Ariel Herrmann erkannt hat,⁶⁶ kein Porträt sondern ein „Genre“-Kopf ist, und weil er, wie Magdalene Söldner nachweisen konnte,⁶⁷ einen Sklavenjungen wiedergibt. Das gilt auch für andere Genreköpfe und Bildnisse mit langen Locken am Hinterkopf. Wie vor kurzem John Pollini dargelegt hat, muß die Deutung solcher Bildnisse mit derartiger „Lockenpracht“ im Bereich

⁶² Vgl. z.B. ein Bildnis in den Capitolinischen Museen (Fittschen/Zanker a.O. [s. Anm. 25] III Nr. 100 Taf. 127); vgl. ferner eine – unpublizierte? – Büste aus frühantoninischer Zeit in Kos.

⁶³ Vgl. dazu D. Ziegler, *Frauenfrisuren der römischen Antike – Abbild und Wirklichkeit* (2000) 167ff. 208ff. mit weiteren Belegen.

⁶⁴ Vgl. etwa das aus einem Bildnis Domitians umgearbeitete Bildnis Nervas am Cancellaria-Relief A: M. Bergmann, *MarbWPr* 1981, 19ff. Taf. 8.

⁶⁵ Vgl. V. v. Gonzenbach, *Untersuchungen zu den Knabenweihen im Isiskult der Kaiserzeit* (1957) 134f. Nr. K 3 Taf. 4.

⁶⁶ Vgl. A. Herrmann, *BClevMus* 80, 1993, 308ff. mit Abb. 16-18.

⁶⁷ Vgl. M. Söldner, in: FS B. Ögün (2000) 292ff. bes. 295ff. Abb. 7-8.

der *delicia*-Darstellungen gesucht werden.⁶⁸ Ob das für alle Bildnisse mit solchen Locken gilt oder ob diese Locken im Kontext auch andere Bedeutungen haben konnten, bedarf noch weiterer Klärung.⁶⁹

L. vergleicht das Haar des Knabenkopfes zutreffend mit Bildnissen Trajans (seine Frisur ist mit der des Decennalien-Typus nahezu identisch), aber warum datiert sie das Bildnis dann in die Zeit „nach der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.“? Die Knabenbüste in Arles, die sie als Parallele anführt (S. 71 Anm. 18 Beil. 4a), weicht in der Haarstilisierung deutlich ab und gehört, wie ich zu zeigen versucht habe,⁷⁰ wohl in das frühe 3. Jh. n. Chr.

S. 74 Nr. 310 Taf. 46. 48-49

Die wohlerhaltene Büste einer Frau mit Turmfrisur ist sicher die brillianteste in Cherchel gefundene Skulptur. Sie stammt offensichtlich aus einer der führenden stadtrömischen Werkstätten. Das scheint L. allerdings ganz anders zu sehen, doch wird ihre Ansicht nicht recht deutlich, vielmehr wird der Leser auf eine kommende Arbeit vertröstet (s.u. 29). Die Büste steht nach Umfang und Gewandstil einer Büste der Faustina minor im Museo Capitolino (Beil. 5c) sehr nahe, die nach dem Bildnistypus der Kaiserin nicht vor 161 n. Chr. entstanden sein kann.⁷¹ Da sie noch etwas ausladender ist, hatte ich die Büste in Cherchel als „unmittelbare stilistische Vorstufe“ bezeichnet, was von L. aus mir nicht ganz verständlichen Gründen bestritten wird. Aber ihre Datierung der Büste in die Jahre um 160 n. Chr. ist vertretbar, wenn man eine lineare Entwicklung der Büstenformen annimmt.⁷² Aus dieser Datierung folgert sie, daß die zeitliche Einordnung auch anderer Bildnisse mit Turmfrisur in die Jahre 140-150 n. Chr. durch die bisherige Forschung, u. a. auch durch den Rezensenten, unrichtig sei.⁷³ Doch so einfach geht es nicht. Die Turmfrisur der Frau in Cherchel

⁶⁸ Vgl. J. Pollini, *The Warren Cup: Homoerotic Love and Symposial Rhetoric in Silver*, *ArtBull* 1999 (March) 21ff. mit vielen Belegen.

⁶⁹ Die einschlägigen Denkmäler sind zusammengestellt und diskutiert in: Fittschen/Zanker a.O. (s. Anm. 25) IV Nr. 41.

⁷⁰ Vgl. K. Fittschen, *JdI* 106, 1991, 305ff. Taf. 71,1-3; 72,1; 73,2.

⁷¹ Vgl. Fittschen/Zanker a.O. III 22 Anm. 10 zu Nr. 20.

⁷² Ob das zulässig ist, bedarf weiterer Untersuchungen. Die Büste einer jungen Frau in Montpellier (EA 1859-1860), die der Büste Cherchel in Stil und Größe ebenfalls sehr nahe steht, könnte nach der Frisur bereits in den Jahren um 150 n. Chr. entstanden sein.

⁷³ Sie beruft sich dabei auf die Rezension von H. Jucker, *Gnomon* 56, 1984, 356, der sich jedoch nicht zur Turm-, sondern zur Turbanfrisur äußert. Seine Bemerkungen betreffen allerdings ein vergleichbares Problem: Ist es zulässig anzunehmen, daß die Rezeption einer Modefrisur erst langsam, mit Verzögerung von bis zu zwanzig Jahren nach ihrem ersten Auftreten einsetzt? Das ist nämlich die Vorstellung, der viele Forscher anhängen. Zum Problem vgl. auch K. Fittschen, *Boreas* 34, 2011, 180.

war um 160 n. Chr. zweifellos „aus der Mode“. Im Jahre 152 hatte Faustina minor mit der Mode der Turmfrisuren radikal gebrochen und eine ganz schlichte Frisur eingeführt, die sie selbst sogar ohne die Mithilfe einer *ornatrix* hätte herstellen können.⁷⁴ Wir wissen nicht, was der Anlaß zu diesem Schritt gewesen ist, ob es sich nur um eine bloße Laune gehandelt hat oder ob damit weitergehende Absichten (z.B. gegen übertriebenen Frisurenluxus) verbunden gewesen sind, jedenfalls hat sich diese neue Haartracht bei den Bürgerinnen schnell durchgesetzt.⁷⁵ Die Büste einer unbekannten Frau, wiederum im Museo Capitolino, die der Büste in Cherchel stilistisch sehr ähnlich ist und vielleicht sogar aus der gleichen Werkstatt stammt, weist bereits diese neue Mode auf.⁷⁶ Nun kann sicher nicht erwartet werden, daß sich alle Bürgerinnen der neuen Einfachheit sogleich unterworfen und auf den bisherigen Frisurenprunk verzichtet hätten. Es ist also vermutlich auch noch nach 152 n. Chr. mit Bildnissen mit Turmfrisur zu rechnen. Daß aber eine Frau, zumal eine junge, die nach der Qualität ihres Bildnisses vermutlich zur Oberschicht (oder nach L. vielleicht sogar zur kaiserlichen Familie) gehört hat, noch in den Jahren um 160 die Haartracht der vierziger Jahre des 2. Jhs.⁷⁷ getragen habe, scheint mir nicht gerade wahrscheinlich. Wenn die Büste also nicht schon um 150 n. Chr., sondern wirklich erst zehn Jahre später entstanden ist, so könnte das Bildnis nach einem älteren Modell angefertigt worden sein. Als Parallele könnte man die Büste der älteren Faustina im Palazzo Doria in Rom anführen, die in Größe und Stil aus derselben Zeit wie die Büste in Cherchel stammt, aber eine Bildniskopie des in den Jahren nach 138 konzipierten Bildnistypus trägt (leider läßt sich nicht zweifelsfrei nachweisen, daß Kopf und Büste zusammengehören).⁷⁸ Bisher sind Repliken des Bildnisses in Cherchel nicht bekannt geworden, so daß Aussagen über den sozialen Status der Dargestellten vorerst nicht möglich sind. Denkbar wäre z.B., daß es sich um das Bildnis einer Patronin handelt, das ein Klient nach einem in Rom bereits vorhandenen Vorbild hat anfertigen lassen.

⁷⁴ Mit ihrem fünften Bildnistypus, vgl. ausführlich K. Fittschen, Die Bildnistypen der Faustina minor und die Fecunditas Augustae (AbhGöttingen 126, 1982) 36. 40f. 51ff. Taf. 19-22.

⁷⁵ In Bezug auf den achten Bildnistypus der Kaiserin von 162 n. Chr. läßt sich das sicher nachweisen, vgl. K. Fittschen, MarbWPr 1983-1984, 129 Abb. 1-4.

⁷⁶ Vgl. Fittschen/Zanker a.O. (s. Anm. 25) III 84 Nr. 114 Taf. 144-145; das Bildnis folgt in der Frisur dem sechsten Bildnistypus der Kaiserin von 159 n. Chr.

⁷⁷ Die Verbindung von Stirnhaar-Schlaufen und Turm z. B. bei einem Bildnis in den Capitolinischen Museen: Fittschen/Zanker a.O. III 75 Nr. 98 Taf. 123. Das Motiv der Stirnhaar-Schlaufen kommt schon an hadrianischen Bildnissen vor, vgl. ein Bildnis in Venedig: G. Traversari, Ritratti (Museo Archeologico di Venezia, 1968) 71f. Nr. 52 mit Abb.

⁷⁸ Vgl. C. Benocchia (Hg.), Le virtù e i piaceri in villa, Kat. Ausst. Rom 1998, 266 Anm. 75 mit Abb.; Büste nach M. Wegner, Boreas 2, 1979, 135 vermutlich zugehörig. Auch bei nicht-kaiserlichen Personen war es üblich, Kopien nach schon älteren Vorlagen anzufertigen, wie das Beispiel des Herodes Atticus lehrt.

S. 77 Nr. 311 Taf. 47. 50-51

Die Panzerbüste eines jungen Mannes ist ein weiteres Spitzenstück aus Cherchel. L. stellt klar, daß das Bildnis nicht umgearbeitet ist, wie ich vermutet (besser: gehofft) hatte,⁷⁹ doch ist damit das Problem dieser Büste nicht geklärt. Panzerbüsten sind unter den Bildnissen nichtkaiserlicher Männer insgesamt recht selten, unter Heranwachsenden ist mir außer der Büste in Cherchel nur ein weiteres Exemplar bekannt, eine Büste im Museo Capitolino, die nachweislich aus dem Bildnis einer anderen Person umgearbeitet ist.⁸⁰ Die sichtbare rechte Panzerklappe auf der Büste in Cherchel ist mit der Figur eines „Ranckenmannes“ dekoriert, deren Bedeutung in der Forschung umstritten ist. Dieser Schmuck ist bisher nur an Panzerbüsten von Kaisern belegt (Hadrian, Marc Aurel, Septimius Severus).⁸¹ Zwar gibt es noch eine Reihe kopfloser Büsten mit diesem Panzerklappenschmuck, doch ist die Annahme, sie könnten Bildnisse von Nichtkaisern getragen haben, wenig wahrscheinlich, da sie typologisch den Büsten mit Köpfen entsprechen. Es stellt sich also die Frage, warum ein junger Mann dieses Alters im Panzer dargestellt werden konnte, noch dazu in einem Panzer, dessen Dekor offenbar ausschließlich Kaisern vorbehalten war.⁸² L.s These, es handele sich um einen „römischen Bürger [...] aus einer wohlhabenden Familie höchsten Ansehens“, der „sich als junger Mann bereits im militärischen Bereich betätigte“, scheint mir dem Problem nicht gerecht zu werden. Oder soll man annehmen, daß in der fernen Provinz Mauretanien andere Regeln galten, als im übrigen Reich? Ich kann auf die angeschnittene Frage bisher auch keine schlüssige Antwort geben.⁸³ Sie muß vorerst unbeantwortet bleiben. Das Problem wird noch dadurch kompliziert, daß die Büste offenbar aus einer stadtrömischen Werkstatt stammt. Dort finden sich die stilistisch engsten Parallelen. L. ist allerdings anderer Ansicht. Das kurzgelockte Haar hält sie für eine nordafrikanische Eigenart (s.o. Nr. 298), die sich vom gelockten Haar stadtrömischer Bildnisse der frühen und mittleren

⁷⁹ Wenn es sich nämlich um das umgearbeitete Bildnis eines der *damnatio memoriae* verfallenen Kaisers handelte, wäre die Usurpation eines kaiserlichen Büstentypus durch eine Privatperson leichter zu erklären.

⁸⁰ Vgl. Fittschen/Zanker a.O. (s. Anm. 25) IV Nr. 43.

⁸¹ Zu dieser Frage ausführlich T. Stefanidou-Tiveriou, AM 117, 2002, 299ff. bes. 311ff.; K. Fittschen, in: *Amicitiae gratia*, Gedenkschrift für Alkmene Stavridi (2008) 169ff. bes. 176ff.

⁸² Ich hatte auf dieses Problem bereits in K. Fittschen, *Prinzenbildnisse antoninischer Zeit* (1999) 98 Nr. 121 hingewiesen, doch ist L. darauf gar nicht eingegangen.

⁸³ Man könnte das Bildnis in Cherchel versuchsweise mit den frühesten Münzbildnissen Caracallas verbinden, die noch nicht dem verbreiteten Knabenbildnistypus (s.u. Anm. 87) entsprechen (vgl. Fittschen/Zanker a.O. [s. Anm. 25] I 100 Anm. 6 zu Nr. 86), doch sprechen das dargestellte Lebensalter und die physiognomischen Züge dagegen. Das gilt auch für Pertinax Caesar, zumal wenn der auf ihn bezogene Bildnistypus richtig identifiziert ist (vgl. Fittschen, a.O. [s. Anm. 82] 75ff. Taf. 124-126).

Antoninenzeit deutlich unterscheide, wofür sie Bildnisse des Lucius Verus und des jungen Commodus zum Vergleich anführt.⁸⁴ Entsprechend datiert sie die Büste Charchel in die Jahre 175-180 n. Chr. Wenn man aber späte Bildnisse des Commodus⁸⁵ oder Bildnisse, die vielleicht Septimius Severus oder einen seiner Kontrahenten darstellen,⁸⁶ heranzieht, sind formale und stilistische Unterschiede kaum zu erkennen. Die Art, nur in den besser sichtbaren Teilen des Haares den Bohrer einzusetzen, die übrigen Teile aber nur mit dem Meißel zu bearbeiten, entspricht genau stadtrömischer Praxis. Die Panzerbüste des jungen Caracalla im Museo Nazionale Romano, die in den Jahren zwischen 198 und 204 entstanden ist,⁸⁷ zeigt eine ganz ähnliche Bildung des Paludamentums. Auf dem Schwertgurt dieser Büste befinden sich Ranken in derselben Stilisierung wie an den „Rankenmännern“. Es kann daher m.E. gar kein Zweifel bestehen, daß die Büste erst gegen Ende des 2. Jhs. entstanden ist, und ob der dargestellte junge Mann ein gebürtiger Mauretanier war, entzieht sich unserer Urteilsmöglichkeit (s.o. Nr. 298).

S. 95 Nr. 320 Taf. 60-61

Der rätselhaften, unterlebensgroßen Statue einer jugendlich wirkenden Gestalt, die beim Opfer dargestellt ist, hat L. eine ausgedehnte Analyse gewidmet. Sie deutet die Figur als Priester des Kybelekultes, der durch weibliche Elemente (Frisur und Gürtel) als selbstentmannt gekennzeichnet, also ein Gallus sei. Sie datiert die handwerklich nicht gerade anspruchsvolle Skulptur in die Jahre um 400 n. Chr., also in die Zeit nach dem Verbot heidnischer Kulte durch Theodosius I. 391 n. Chr. Diese überraschende Datierung ist wohl vor allem durch die großen Augen ausgelöst worden, aber wirklich schlagende Argumente für eine so späte Entstehung kann L. nicht beibringen. Auch sonst gibt es viele offene Fragen: Die Figur trägt über dem wadenlangen Untergewand ein Kleidungsstück, daß nur auf den ersten Blick wie eine contabulierte Toga aussieht, von L. aber so gedeutet wird. Es fehlen die *lacinia* und der üblicherweise vom linken Arm herabhängende Togazipfel; über dieses Gewand-

⁸⁴ L. klagt S. 83 Anm. 41 über scheinbare Widersprüche in der Numerierung der Bildnistypen des Commodus. Ein Blick in Fittschen a.O. 66 Anm. 350 oder M. Bergmann, Die Strahlen des Herrschers (1998) Taf. 48,4-9 hätte sie schnell aufklären können. Hier hätte die Redaktion eingreifen müssen.

⁸⁵ Vgl. die beiden Repliken in Houghton Hall und München, die aus den achtziger Jahren stammen: Fittschen/Zanker a.O. (s. Anm. 25) I Beil. 59a-b und 60a-d.

⁸⁶ Vgl. die Repliken ehemals im Palazzo Braschi (Fittschen/Zanker a.O. 93 Nr. 81 Taf. 99-100) und in amerikanischem Privatbesitz (A.M. McCann, The Portraits of Septimius Severus, *MemAmAc* 30, 1968, 131f. Nr. 9 Taf. 28).

⁸⁷ Vgl. H.B. Wiggers/M. Wegner, Caracalla bis Balbinus (Das römische Herrscherbild III 1, 1971) Taf. 5a.

stück und das Untergewand ist ein Gürtel gezogen, wie er zu einer Toga nie getragen wird. Das Obergewand ist offenbar ein schalartiges Tuch, das breit um den Unterkörper gelegt ist, nach oben hin schmal zusammengeschoben wird und dann – wie bei einer contabulierten Toga – über die Brust gezogen ist (leider fehlen Aufnahmen der linken Seite und der Rückseite, so daß man nicht erfährt, wie der Stoff um den Körper geführt ist). Daß es sich so verhält, erkennt man auch daran, daß der Stoff, der die rechte Hüfte bedeckt, zur Tunica gehört, wie die unter dem Gürtel durchlaufenden Falten zeigen. Eine genaue Parallele ist mir nicht bekannt, doch sind schärpenartige Gewandstücke, gerade auch in contabulierter Form, auf den Darstellungen von Anhängern orientalischer Kulte gut bezeugt.⁸⁸ Unklar bleibt, wie man sich den Zusammenhang der strähnigen Stirnhaare mit der Melonenfrisur hinter dem Kranz vorzustellen hat. Es wäre zu fragen, ob hier eine Umarbeitung vorgenommen worden ist, zumal die Kontur des Schädels mit der Profillinie der Stirn nicht harmoniert. Doch könnte eine solche Vermutung in dieses schlichte Werk vielleicht zuviel hineininterpretieren. Die Stirnhaare lassen sowohl auf ein weibliches wie ein männliches Geschlecht der dargestellten Figur schließen. Die einfachen *calcei* sprechen eher für das letztere. Die Vermischung männlicher und weiblicher Frisurelemente ist bei Kultdienern stadtrömischer Kulte ganz geläufig.⁸⁹ Die geweiteten Augen sind kein ausschließlich spätantikes Element, sondern lassen sich auch vorher schon nachweisen.⁹⁰ Die Contabulatio schließt – gemessen an der stadtrömischen Entwicklung – eine vortrajanische Entstehung aus;⁹¹ am nächsten stehen Togadrapierungen aus der ersten Hälfte des 3. Jhs.⁹² Als Beweisstück für das Weiterleben heidnischer Kulte nach 391 n. Chr. sollte diese Statue jedenfalls besser nicht herangezogen werden.

⁸⁸ Vgl. etwa eine Statue im Vatikan, Museo Chiaramonti (B. Andreae, Bildkatalog der Skulpturen des Vatikanischen Museums I 3 [1995] Taf. 1082); weitere Beispiele bei H.R. Goette, Studien zu römischen Togadarstellungen (1990) 72f. Anm. 359-360. Zur Rolle contabulierter Mäntel in ägyptischen Kulturen vgl. J. Eingartner, Isis und ihre Dienerinnen in der Kunst der römischen Kaiserzeit (1991) Nr. 85-88 Taf. 55-56; B. Borg, StädelJb 19, 2004, 194ff. – Auf die Statue im Museo Chiaramonti verweist L. in der Behandlung des Torsos S. 119 Nr. 329 Taf. 73 Anm. 10, an dem ebenfalls ein contabulierter „Schal“ unter einer Gürtung über das Untergewand gezogen ist; auch hier handelt es sich um ein Kultgewand für die Priesterin eines orientalischen Kultes.

⁸⁹ Vgl. F. Fless, Opferdiener und Kultmusiker auf römischen historischen Reliefs (1995) 37f.

⁹⁰ Vgl. z.B. das Relief eines Archigallus im Museo Capitolino, vermutlich aus hadrianischer Zeit: Fittschen/Zanker a.O. (s. Anm. 25) IV Nr. 110 Taf. 115.

⁹¹ Vgl. Goette a.O. (s. Anm. 88) 55f. 141f. (Gruppe C a) Taf. 31,3-4,6; 34,1; 52,1; 53,3; Fittschen/Zanker/Cain a.O. (s. Anm. 56) II Nr. 79 Taf. 95; Fittschen/Zanker a.O. (s. Anm. 25) IV Nr. 108 Taf. 114.

⁹² Vgl. Goette a.O. Taf. 32,1-4; 33,1; Fittschen/Zanker a.O. IV Nr. 33 Taf. 49-50.

S. 102 Nr. 321 Taf. 62-66

Die „Panzerstatue von Cherchel“ ist die wohl bekannteste in Caesarea gefundene Skulptur. Da der separat gearbeitete Kopf nicht gefunden wurde und an der für die Deutung entscheidenden Relieffigur auf dem Panzer („Divus Julius“) der Kopf weitgehend zerstört ist,⁹³ weiß man nicht, wer der Dargestellte war; daß es ein Kaiser war, ist nach dem Bildprogramm des Panzers kaum zu bezweifeln. Deshalb wird über Datierung und Identifizierung in der Forschung noch immer heftig gestritten. Unter den ganz unterschiedlichen bisher geäußerten Ansichten werden z.Z. nur noch zwei Alternativen diskutiert: augusteisch oder claudisch. Als dargestellter Kaiser wird also entweder Augustus oder Claudius vermutet. Die Behandlung der Statue haben sich L. und Walter Trillmich (T.) geteilt: L. hat sich neben der genauen Beschreibung und dem Referat über die Forschungsgeschichte der Datierungsfrage angenommen, während sich T. der Deutung des Bildprogramms auf dem Panzer gewidmet hat.⁹⁴ L. und T. vertreten die claudische Datierung und halten den ehemals dargestellten Kaiser für Claudius. Deshalb mußten sich beide in besonderem Maße mit der anderen Alternative auseinandersetzen, die u.a. auch vom Rezensenten vertreten wird.⁹⁵ L. eröffnet das Datierungskapitel (S. 106-108) mit der Bemerkung, die Stilkritik des Rezensenten sei „voreingenommen und a priori zeitlich festgelegt“, weil nach seiner „Vorstellung die Panzerstatue Augustus darstelle“. „Man merkt seiner Studie an: Die Datierung wirkt konstruiert“. L. beruft sich für ihr abweichendes eigenes Urteil vor allem auf die Ansichten anderer Forscher, die ebenfalls eine claudische Datierung vertreten haben. Der wichtigste Gewährsmann ist Klaus Stemmer, der die bisher umfassendste Arbeit zu kaiserlichen Panzerstatuen vorgelegt hat und deshalb auf diesem Gebiet als besonders vertrauenswürdiger Fachmann gilt.⁹⁶ Stemmer hält die Panzerstatue Cherchel für die claudische Kopie nach einem augusteischen Vorbild aus Bronze.⁹⁷ Um die Beweiskraft anderer Panzerstatuen

⁹³ Nur vom Nackenhaar hat sich ein Rest erhalten. Es ist bedauerlich, daß L. von diesem (und anderen) Details keine Abbildung vorgelegt hat, obwohl ihr doch bewußt gewesen sein muß, daß es gerade bei dieser Statue auf jede Einzelheit ankommt. Ich weiß nicht, ob die Statue noch immer im Hof des Museums aufgestellt ist. Der Zustand besonders der Relieffiguren auf dem Panzer scheint sich jedenfalls weiter verschlechtert zu haben, wenn man die von L. vorgelegten Abbildungen mit denen vergleicht, die G. Fittschen-Badura 1966 angefertigt hat.

⁹⁴ Dadurch wurde L., wie sie S. 111 Anm. 9 schreibt, „von einer diffizilen und undankbaren Aufgabe befreit“.

⁹⁵ Vgl. K. Fittschen, Zur Panzerstatue von Cherchel, *JdI* 91, 1976, 175-203 Abb. 1-2. 4-6. 12. 16. 19-21.

⁹⁶ Vgl. K. Stemmer, Untersuchungen zur Typologie, Chronologie und Ikonographie der Panzerstatuen (1978). Stemmer hat in dieser Arbeit allerdings nur einen Teil der über 600 nachgewiesenen Panzerstatuen behandelt, vgl. seine Übersicht 168-180.

⁹⁷ Stemmer a.O. 10ff. Nr. I 5 Taf. 2,1-2; 3,1-5. Ich verstehe nicht, inwiefern L. S. 105f. mit Anm. 36. 41 und 57 glaubt, Stemmer einen „Widerruf“ unterstellen zu können.

beurteilen zu können, ist es allerdings wichtig sich klarzumachen, daß die meisten Panzerstatuen in dem fraglichen Zeitraum selbst nur stilistisch und typologisch datiert sind. Unter den von Stemmer zusammengestellten Panzerstatuen gibt es von augusteischer bis in claudische Zeit nur drei, die durch ihr Bildnis oder ihre Fundvergesellschaftung außerstilistisch eingeordnet werden können: die berühmte Panzerstatue des Augustus von Prima Porta (die sicher älter ist als die von Cherchel und dieser als Vorbild gedient haben könnte) und zwei Statuen aus einer claudischen Fundgruppe aus Cerveteri, die eine mit dem zugehörigen Bildnis des älteren Drusus.⁹⁸ Die Lederlaschen am Panzer dieser beiden Statuen seien nach Stemmer denen an der Panzerstatue Cherchel besonders ähnlich, was ich nicht nachvollziehen kann: Sie sind platt und fallen gleichmäßig nach unten, was bei der Statue Cherchel gerade nicht der Fall ist. Das gilt ebenso für die ebenfalls verglichene Panzerstatue in Neapel mit dem nicht sicher zugehörigen Bildnis eines augusteischen Prinzen (Agrippa Postumus?),⁹⁹ deren Lederlaschen sich durch ihre beulenreiche Oberfläche deutlich unterscheiden. Unter allen von Stemmer gesammelten Statuen gibt es keine einzige, die der Panzerstatue Cherchel in den Formalien und im Stil soweit gleicht, daß daraus eine gesicherte zeitliche Einordnung abgeleitet werden kann, und zwar weder in die claudische, noch in die augusteische Zeit. Allerdings ist die Sorgfalt, mit der viele Details ausgeführt sind (besonders etwa die Scharniere am Panzer selbst und an den Panzerklappen), doch wohl eher ein Indiz für die Entstehung in einer Zeit, in der Panzerstatuen noch nicht in Serie hergestellt wurden. Andere Forscher, auf die sich L. bezieht, glauben eine claudische Datierung aus dem Stil der Falten des Paludamentums und der Relieffiguren auf dem Panzer ableiten zu können. Für T. Hölscher führt z.B. „der tief eingeschnittene Schulterbausch über augusteische Formen deutlich hinaus“.¹⁰⁰ Nun kommt es bei solchen generalisierenden Feststellungen immer darauf an, was man unter „augusteischen Formen“ versteht. Einen prinzipiellen Unterschied z.B. zum Schulterbausch einer kopflosen Sitzstatue im Jupiter-Typus aus Tivoli, die nach der Stiftungsinschrift und dem Fundkontext Augustus darstellt und in mittelaugusteische Zeit datiert wird,¹⁰¹ kann ich nicht erkennen. An den von L. ergänzend angeführten Beispielen aus claudischer Zeit (Sitzstatue des Augustus aus Leptis Magna, Augustus am Ravennarelie, Panzerstatue des Drusus aus Cerveteri) sind die Schulterbäusche weniger tiefenräumlich und z.T. sogar recht schematisch angelegt. Man könnte aus diesen

⁹⁸ Stemmer a.O. 96f. Nr. VII a 2 Taf. 65,1-2; 111f. Nr. XI 1 Taf. 75,1 (Drusus maior).

⁹⁹ Stemmer a.O. 57f. Nr. V 3 Taf. 35,2.

¹⁰⁰ Vgl. T. Hölscher, in: V.M. Strocka (Hrsg.), Die Regierungszeit des Claudius (41-54 n. Chr.), Umbruch oder Episode, Intern. Symposium Freiburg 1991 (1994) 101.

¹⁰¹ Vgl. C. Maderna, Iuppiter Diomedes und Merkur als Vorbilder für römische Bildnisstatuen (1988) 173 Nr. JT 14 Taf. 8.

Vergleichen m.E. sogar umgekehrt den Schluß ziehen, daß die Panzerstatue Cherchel jedenfalls nicht claudisch ist.

Auf einer ähnlichen Ebene liegt der Vergleich der Relieffigur des „Divus Julius“ mit der entsprechenden Figur am dem Ravennarelieff, ein Vergleich, der schon oft vorgenommen worden ist.¹⁰² Ähnlichkeiten in der Darstellung der Muskulatur und des Knochenbaus der nackten Oberkörper beider Figuren sind nicht zu leugnen, doch könnte es ja sein, daß die Ähnlichkeit durch die Abhängigkeit vom gleichen Vorbild, einer Statue des Divus Julius, bedingt ist.

Besondere Bewunderung haben immer wieder die Lederstiefel der Panzerstatue Cherchel hervorgerufen, die in ihrer Detailgenauigkeit von kaum einem anderen Beispiel übertroffen werden. Einige Nietköpfe auf dem Oberleder waren sogar gesondert gearbeitet und eingesetzt (was L. nicht erwähnt). Unter den Fußfragmenten der Statuen der *summi viri* vom Augustusforum gibt es Vergleichbares.¹⁰³ Allerdings sind ähnlich geschmückte Stiefel auch noch an späteren Statuen zu finden, jedoch nicht in dieser sensiblen Ausführung.¹⁰⁴ Der Stiefel am Fußfragment einer nicht erhaltenen überlebensgroßen Statue im Museum von Termini Imerese (S. 107 Abb. 306) zeigt ganz ähnliche Verzierungen: Die Akanthusblätter am Hacken und die Ranken an den Seiten sind – wie an der Statue in Cherchel – reiner Ara Pacis-Stil. Doch läßt L. diesen Vergleich nicht gelten: Da in claudischer Zeit augusteischer Stil nachgebildet worden sei, sei „ein bedeutender Unterschied zwischen augusteischen und claudischen Blüten, Blättern und Ranken [...] nicht zu erwarten“ (S. 107). Selbst wenn diese Vermutung zuträfe, ein Argument für die claudische Datierung der Panzerstatue ergibt sich daraus nicht.

Die gesamte Beweisführung von L. macht deutlich, daß auf dem Wege der herkömmlichen Stilvergleiche eine Einigung offenbar nicht zu erreichen ist. Man muß sich also nach Kriterien umsehen, die dem subjektiven Dafürhalten weniger ausgeliefert sind. Ein solches Kriterium bietet die Palmbaumstütze,

¹⁰² Vgl. A. Post, Römische Hüftmantelstatuen, Studien zur Kopistentätigkeit um die Zeitwende (2004) 414f. Nr. V 4 Taf. 21.

¹⁰³ Vgl. S. Rinaldo Tufi, DdArch NS 3, 1981, 79ff. Abb. 19-30. Einen ähnlich reichverzierten Stiefel besitzt das Fußfragment einer Kolossalstatue aus Sagalassos, das vielleicht zur Bildnisstatue des M. Lollius gehörte; Lollius, cos. 21 v. Chr. und Patron der Stadt, begleitete C. Caesar auf seinem Feldzug in den Osten: vgl. W. Eck/S. Mägele, in: Vom Euphrat bis zum Bosphoros, FS E. Schwertheim I (Asia Minor Studien 65, 2008) 177ff. Taf. 32,1-3.

¹⁰⁴ Vgl. z.B. das Bein einer Panzerstatue in Granada (Stemmer a.O. [s. Anm. 96] 68 Nr. V 24 Taf. 44,5) oder eine Togastatue in Baltimore (D. Kent Hill, AntK 15, 1972, 27ff. Taf. 9,4-6). Das Relief mit Diana und Apollon in der Villa Medici in Rom, das ich a.O. (s.o. Anm. 95) 201 Abb. 22 zum Vergleich herangezogen hatte, wird von E. Simon, WürzJbb 5, 1979, 264 Abb. 3 jetzt in claudische Zeit datiert (zum Problem vgl. auch Anm. 100 und 102).

da sich ihre stilistische Eigenart objektiv beschreiben läßt.¹⁰⁵ Sie unterscheidet sich von den zahlreichen späteren Beispielen durch die detaillierte Wiedergabe des wulstigen Wurzelwerks. An sicher nachaugusteischen Palmbaumstützen werden diese Wurzelballen nicht mehr dargestellt; der Reduktionsprozeß läßt sich schon in augusteischer Zeit beobachten,¹⁰⁶ woraus sich für die Panzerstatue Cherchel ein klarer *terminus ante quem* ergibt. L. schiebt diesen Tatbestand leichthin mit der Behauptung beiseite, auch Friedrich Muthmann habe die Palmbaumstütze dieser Statue in claudische Zeit datiert (S. 107 Anm. 61); Muthmann kann als Autorität auf diesem Spezialgebiet gelten.¹⁰⁷ Doch L. irrt.¹⁰⁸ Muthmann datiert die Statue augusteisch!¹⁰⁹ Nach Rita Amedick, auf die sich L. hier ebenfalls beruft, stammt keine der von Muthmann gesammelten Statuen mit Palmbaumstütze aus vorclaudischer Zeit.¹¹⁰ Wenn demnach auch der Togatus Barberini erst claudisch wäre, müßte die inzwischen weithin akzeptierte Toga-Chronologie aufgegeben werden; ob Amedick das wohl bei dieser leichtfertigen Behauptung bedacht hat?

Andreas Post schließlich, der die Panzerstatue Cherchel wie Klaus Stemmer für die claudische Kopie nach einem augusteischen Original hält, nimmt an, daß der Kopist das Vorbild in Bezug auf die Palmbaumstütze genau kopiert, den Bildschmuck des Panzers und das Paludamentum dagegen in claudischen Stil übertragen habe.¹¹¹ Sollen wir einer derartigen Konstruktion wirklich Glauben schenken?

T. legt den Versuch einer „claudischen“ Interpretation des Bildprogramms vor (S. 107-111). Die Delphine auf den Panzerklappen der Marsbüste, die Okeanosmaske auf dem Schild der Venus und den Triton bezieht er auf die durch die Eroberung Britanniens unter Claudius (43 n. Chr.) erreichte römische Herrschaft „[...] ultra oceanum“. Der „Divus Julius“ erscheine im Mittelbild, weil er als erster begonnen habe, was durch Claudius nun vollendet worden sei. Diese originelle Deutung läßt aber einen entscheidenden Punkt außer acht, das Schiffstrümmerstück in der Hand des Tritons, das sich nur auf eine Seeschlacht beziehen kann. Meeresherrschaft wäre üblicherweise durch ein Steuerruder angedeutet worden. Dieses Stück vom Bugaufbau eines Kriegsschiffes

¹⁰⁵ Darauf hatte ich a.O. (s. Anm. 95) 199f. bereits hingewiesen, doch ist dieses Argument von den Anhängern der claudischen Datierung nicht beachtet worden.

¹⁰⁶ Vgl. den „Togatus Barberini“: Goette a.O. (s. Anm. 88) 115 Ba 35 Taf. 6,5 (augusteisch); Fittschen/Zanker/Cain a.O. (s. Anm. 56) II 48ff. Nr. 38 mit Anm. 23 Taf. 40 (Cain: spät-augusteisch-tiberisch).

¹⁰⁷ Vgl. F. Muthmann, Statuenstützen und dekoratives Beiwerk an griechischen und römischen Bildwerken (1951); dort 110 zur Entwicklung der Palmbaumstütze.

¹⁰⁸ Das Zitat auf S. 113 Anm. 61 ist falsch.

¹⁰⁹ Vgl. Muthmann a.O. 210.

¹¹⁰ Vgl. R. Amedick, Frühkaiserzeitliche Bildhauerstile im alten Rom (1987) 87.

¹¹¹ Vgl. Post a.O. (s. Anm. 102) 415.

war ja der Ausgangspunkt meiner Überlegungen zur Panzerstatue.¹¹² Bei der Eroberung Britanniens unter Claudius gab es jedoch keine Seeschlacht, die erst Überquerung der Straße von Dover unter Aulus Plautius erfolgte genauso kampflos wie die anschließende Spazierfahrt des Claudius selbst, wie Cassius Dio 60,19-21 überliefert. Woher hätten die Bewohner der Insel auch eine Kriegsflotte nehmen sollen?

Den durch die Trophäe in der Hand des Tritons angedeuteten Seekrieg hatte ich in der Tat ohne nähere Begründung auf die Seeschlachten von Naulochos (36 v. Chr.) und Aktium (31 v. Chr.) bezogen, weil sich das – im gegebenen Kontext – von selbst versteht; welche Seeschlachten hätten denn sonst noch in Betracht gezogen werden können? T.s „claudische“ Interpretation ist deshalb nicht haltbar. Da ist der von T. nicht erwähnte Vorschlag von Tonio Hölscher¹¹³ viel konsequenter: Er hält die Panzerstatue ebenfalls für eine Bildnisstatue des Claudius, deutet die Figuren auf dem Panzer aber „augusteisch“: Der „Divus Julius“ sei Augustus selbst.¹¹⁴ Nach Hölscher füge sich die Darstellung in die unter Claudius zu beobachtende Tendenz, die Gründungsgeschichte der Kaiserherrschaft wieder stärker in Erinnerung zu rufen. Er belegt das u.a. mit den Relieffragmenten in Budapest, die sich auf die Schlacht von Aktium beziehen und ihrem Stil nach wohl tatsächlich claudisch sind.¹¹⁵ Hölscher stellt sie sich an der Basis für eine Statue des Divus Augustus vor, was ein plausibles Ensemble abgibt. Aber eine Statue des Claudius, auf deren Panzer allein die Erfolge des Augustus gefeiert werden: ist das wirklich ein überzeugendes Programm für einen Kaiser, der sich seinen neuen Untertanen präsentiert? Auch genealogisch hätte sich Claudius auf das „augusteische“ Bildprogramm kaum beziehen können, da er eben kein Julier war. Da Hölschers „augusteisches“ Programm ausschließt, daß die Statue mit einem Bildnis des Augustus bekrönt war,¹¹⁶ führt seine claudische Deutung der Panzerstatue Chérchel m.E. nicht zu einem schlüssigeren Ergebnis als die augusteische.

¹¹² Vgl. Fittschen a.O. (s. Anm. 95) 190f. Abb. 12. Diese Deutung ist sogar von L. akzeptiert worden (S. 105 Anm. 23).

¹¹³ Vgl. Hölscher a.O. (s. Anm. 100) 100 f. Abb. 12.

¹¹⁴ Die Identifizierung dieser Figur mit dem Divus Julius wird immer wieder angezweifelt, da sie sich in der Tat nur auf den verwendeten Figurentypus stützen kann. Da dieser Typus auch für Kaiser und Prinzen verwendet worden ist, sind andere Benennungen möglich, aber auch nicht besser zu beweisen, da der Kopf der Figur verloren ist; er enthielt vielleicht Angaben, an denen ein Betrachter auch ohne die Kenntnis einer Stiftungsschrift den Dargestellten hätte erkennen können.

¹¹⁵ Vgl. Hölscher a.O. 100 Abb. 10-11.

¹¹⁶ Denn in diesem Fall wäre Augustus zweifach dargestellt. Dieser Einwand gilt, wie U. Hausmann, RM 103, 1996, 146 f. Anm. 44 bemerkt hat, auch gegenüber dem Vorschlag von P. Zanker, Augustus und die Macht der Bilder (1987) 226 mit Abb. 178, der den „Divus Julius“ für Caius Caesar hält und sich die Statue mit dessen Bildnis bekrönt vorstellt. Ein

T. hat die Deutung der Büste in der Velatio als Mars gelten lassen, bestreitet aber, daß es sich um Mars Ultor handelt. Für meine Deutung ist diese Frage nicht wirklich entscheidend, im Gegenteil, sie befreit von dem Zwang, die Fertigstellung des Augustusforums 2. v. Chr. als *terminus ante quem non* für die Panzerstatue zu postulieren. Einen *terminus post quem* liefert allein der Wechsel von einem jugendlich-bartlosen zu einem bärtigen Mars, den Erika Simon in die Zeit der Ara Pacis datiert.¹¹⁷

Abschließend muß noch auf das Argument eingegangen werden, eine Panzerstatue des Augustus mit dieser Thematik sei während der Herrschaft König Jubas II. ganz undenkbar, sie könne erst nach dem Ende des Königreichs aufgestellt worden sein; in dieser Auffassung sind sich L. (S. 106 mit Anm. 54) und T. (S. 110) einig. Nach Ansicht von L. hätten sowohl das mauretanische Königshaus wie auch die Kaiser in Rom bewußt vermieden, sich gegenseitig zu reizen, das erstere z.B. durch den Verzicht auf die Pflege des Andenkens seiner Vorfahren (s.o. Nr. 277 und 281), die letzteren durch den Verzicht auf die Aufstellung machtbetonender Statuen. Aber die Panzerstatue von Cherchel stellt keineswegs eine Provokation dar. Anders als die Panzerstatue von Prima Porta, auf der die besiegten Völker dargestellt sind, wird hier nur verkündet, daß nach Krieg und Sieg nun Frieden und Wohlstand herrschen, die auch dem Königreich Mauretanien zugute kommen.

Das gilt auch für den König Juba persönlich: An der Seeschlacht von Aktium hatte er im Gefolge Octavians selbst teilgenommen, wie sich aus Cassius Dio 51,15,6 ergibt. Und selbst die Figur eines „Divus Julius“ (falls es bei dieser Benennung bleibt) stellt keinen Affront dar: Caesar hatte den Knaben Juba nach der Schlacht bei Thapsos und nach dem Selbstmord des Vaters nicht getötet, was das Übliche gewesen wäre, sondern ihn mit nach Rom genommen und dort erziehen lassen. Das war die Voraussetzung für seine spätere Karriere.¹¹⁸

Caius Caesar als Thronfolger wäre in einem augusteischen Bildprogramm durchaus vorstellbar und angesichts der engen Beziehungen, die Juba II. mit diesem Prinzen unterhielt, sogar naheliegend, vgl. dazu auch Simon a.O. (s. Anm. 104) 267 f. Vgl. auch u. Anm. 118.

¹¹⁷ Vgl. Simon a.O. 266.

¹¹⁸ Es muß in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß C. Julius Juba „personenstandsrechtlich“ nicht nur Römer war, sondern auch dem julischen Geschlecht angehörte. Nur so läßt sich die Legende auf einer – offenbar kleinen – Münzemission Jubas verstehen, von der bisher nur ein einziges, schlecht erhaltenes Exemplar bekannt ist: Mazard a.O. (s. Anm. 36) 102 Nr. 271. Auf dem Revers steht – wenn richtig gelesen – JUBA REX DIVI F(ilius); vgl. auch Salzmann a.O. (s. Anm. 29) 175 Anm. 12. Mit „Divus“ kann nur Augustus gemeint sein. Neben der nicht geleugneten numidischen Identität (s. Anm. 36) konnte sich Juba demnach zugleich auch als Sohn des Augustus (und Bruder des 30 Jahre jüngeren C. Caesar) verstehen. Dieser bisher nicht beachtete Aspekt muß bei der Beurteilung der Panzerstatue berücksichtigt werden.

Herodes, ein anderer Klientelkönig aus der Zeit Jubas II., hatte überhaupt keine Bedenken, in seinem Reich auch Bildnisstatuen des Augustus aufzustellen, und zwar sogar solche kolossalen Formats (für Caesarea Maritima vgl. Jos. bell. Jud. I 414 = ant. Jud. 15,9,6). Auch in Caesarea Mauretania muß es für den Kaiserkult eine Statue des Augustus gegeben haben.¹¹⁹ Die Präsenz des Kaisers im Theater von Caesarea bedeutete also nichts Ungewöhnliches und Herausforderndes.¹²⁰ Das Theater ist unter Juba II. errichtet worden.¹²¹ Auch aus dem Bildprogramm der Panzerstatue von Cherchel läßt sich eine claudische Datierung also nicht zwingend ableiten.

S. 121 Nr. 330 Abb. 31a-b Taf. 74-75

L. schlägt für die eindrucksvolle, kopflose weibliche Figur aus dem Theater von Caesarea eine gewagte Rekonstruktion und Deutung vor. Wegen des separat gearbeiteten Kopfes sei es eine Porträtstatue, wegen des überlebensgroßen Formates und der Datierung des Torsos in die frühe Kaiserzeit komme nur Kleopatra Selene in Betracht. Aus Dübelspuren im Gewand und auf dem linken Unterarm und aus der breiten, waagrechten Auflagefläche in Höhe der Schultern schließt sie, daß sich der Frau eine Schlange um den Hals gelegt habe, die sich an ihrer Vorderseite über den linken Unterarm emporgeschlängelt habe; diese Schlange sei separat aus Marmor gearbeitet und angedübelt worden. Kleopatra Selene sei also als Isis dargestellt. Man fragt sich natürlich, warum der Bildhauer diese Schlange nicht mit der Statue aus einem Stück gearbeitet hat, wie es bei anderen Figuren mit Schlangen, z.B. bei Hygieia,¹²² üblich war. Die breite Auflagefläche auf den Schultern erklärt sich ganz einfach aus dem separat gearbeiteten Kopf: Da der Mantel im Nacken der Statue nicht abschließt, mußte sich dessen fehlender Rand notwendiger Weise am Einsatzkopf befinden. An zahlreichen Gewandstatuen mit separat gearbeiteten Köpfen läßt sich beobachten, wie breit die Auflagefläche für das am Kopf befindli-

¹¹⁹ Vgl. Fittschen a.O. (s. Anm. 95) 202 Anm. 120-121; D. Kienast, Augustus (1982) 409 Anm. 199; H. Hänlein-Schäfer, Veneratio Augusti (1985) 271f.

¹²⁰ Die Statue ist ohne Kontext bei der Nordostecke des Theaters gefunden worden, deshalb ist nicht bekannt, ob und ggf. wo sie innerhalb des Theaters aufgestellt war. Ein denkbarer Platz wäre die Exedra in *summa cavea*.

¹²¹ Zur Datierung in jubäische (augusteische) Zeit vgl. P. Pensabene, in: 150-Jahr-Feier des Deutschen Archäologischen Instituts Rom, Ansprachen und Vorträge 1979 (1982) 117f. Abb. 2 mit weiterer Lit. und Dokumentation der dem Theater zuweisbaren Bauglieder; M. Mathea-Förtsch, Römische Rankenpfeiler und -pilaster (1999) 75f. Anm. 931.

¹²² Vgl. LIMC V 2 (1990) Taf. 384ff., bes. Nr. 160 Taf. 392; Nr. 177 Taf. 393.

che Gewand sein konnte.¹²³ Da im Übrigen nicht verständlich ist, warum der Bildhauer den Abschluß des Mantels im Nacken nicht an der Statue ausgeführt hat, liegt die Vermutung nahe, daß der Kopf – gegen die entschiedene Meinung von L. – doch vom Mantel bedeckt war. Die zahlreichen Dübelspuren an der Statue kann man sich wohl nur als Reparaturen oder spätere Veränderungen erklären und werden sich kaum mehr rekonstruieren lassen.

Auf die vielen Fragmente von Statuen oder Büsten, teils hoher Qualität, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, da sie wenig Anlaß zu kontroversen Urteilen bieten.

Im Gegensatz zu den Bänden I–III hat L. in diesem Band ihre Datierungsvorschläge jeweils begründet. Insofern stellt er ein in sich abgeschlossenes Werk dar. Doch hat sie alle Werkstattfragen ganz ausgeklammert, die sie – zusammen mit der in den Bänden I–III unterbliebenen Rechtfertigung ihrer Chronologie – in einem weiteren, fünften Band, im Zusammenhang behandeln will. Die Abtrennung von Fragen, die zum Verständnis jeder einzelnen Skulptur von grundlegender Bedeutung sind, war sicher keine sinnvolle, jedenfalls keine benutzerfreundliche Entscheidung: Der interessierte Leser muß nun noch ein weiteres Buch konsultieren, wenn er sich kundig machen will. Steht ihm für ein solches Verfahren beliebig viel Lebenszeit zur Verfügung? Man muß die Langmut, mit der Walter Trillmich als Betreuer das Caesarea-Projekt über viele Jahre begleitet und immerhin bis zum Abschluß der Materialvorlage geführt hat, bewundern. Aber man kann auch verstehen, warum die Geldgeber sich schwer getan haben, das Projekt unbegrenzt zu fördern.

Klaus Fittschen
Alter Weg 19
D-38302 Wolfenbüttel
E-Mail: fittschen_zehm@arcor.de

¹²³ Vgl. etwa C. Saletti, *Il ciclo statuaria della basilica di Velleia* (1968) Taf. 1-30; A. Claridge, in: *Marble. Art Historical and Scientific Perspectives on Ancient Sculpture*, Symposium Malibu 1988 (1990) 144 Abb. 10.

Mischa MEIER (Hg.), Justinian. Neue Wege der Forschung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011, 289 S.

In diesem Sammelband werden Beiträge zur Regierungszeit Kaiser Justinians (527-565) aus den Jahren 1985 bis 2002 wieder abgedruckt. Die Ausrichtung und die Auswahl nimmt dabei klar eine althistorische Perspektive ein: Acht Arbeiten aus der deutschen und englischsprachigen Altertumswissenschaft zur oströmischen Kirchen- und Innenpolitik wurden versammelt:¹ Bewusst ausgeblendet wurden die imperialen Bauvorhaben, die Neuorganisation des Rechts, die Außenpolitik und die Gemahlin des Kaisers.²

Trotz des Versuchs der Dekonstruktion Justinians wird er immer noch als eine Persönlichkeit empfunden, die an einer Zeitenwende stand, die das Ende der Antike signalisierte oder die gar ein eigenes Zeitalter formte. Justinian ist dabei – je nach Betrachtungsweise – eine den Zeitläuften ausgelieferte Herrschergestalt (Mischa Meier), die nicht mehr wie ein römischer Kaiser aktiv die Politik gestalten könne. Der Nika-Aufstand war am Beginn der Regierung des noch jungen Kaisers eine Bewährungsprobe; Geoffrey Greatrex versucht zu zeigen, dass diese Revolte in einer Reihe von ähnlichen Ereignissen stand. In welchem Zusammenhang die Niedermetzelung Tausender im Hippodrom – nachdem der Kaiser in den Quellen als Zaudernder dargestellt worden war – und die triumphale Einweihung der Hagia Sophia fünf Jahre später stehen, wird nie endgültig zu lösen sein. Die Befundlage liefert Indizien, die mehrere Interpretationen zulassen. Dass sich Justinian mit dem beeindruckenden Gotteshaus ein Denkmal setzen und mit der Tradition brechen wollte (gegen die Patrizierin Juliana Anicia gerichtet, die die Polyektoskirche erbauen ließ; Meier, S. 256-257), darf man als gesicherte Tatsache annehmen. Dass er es meisterlich verstand, die Einweihung (akustisch) durch Romanos Melodos einprägsam durchführen zu lassen und Juliana zu übertreffen, zeugt von der Weitsicht und dem propagandistischen Verständnis des Herrschers.³ Dass Justinian römische Traditionen zurückdrängen wollte, wird auch durch das Auslaufen des rö-

¹ Hartmut Leppin, (K)ein Zeitalter Justinians – Bemerkungen aus althistorischer Sicht zu Justinian in der jüngeren Forschung – Karl Leo Noethlichs, Quid possit antiquitas nostris legibus abrogare? Politische Propaganda und praktische Politik bei Justinian I. im Lichte der kaiserlichen Gesetzgebung und der antiken Historiographis – Roger D. Scott, Malalas, the Secret History, and Justinian's Propaganda – Hartmut Leppin, Zu den Anfängen der Kirchenpolitik Justinians – Karl-Heinz Uthemann, Kaiser Justinian als Kirchenpolitiker und Theologe – Geoffrey Greatrex, The Nika Riot: A Reappraisal – Karl-Heinz Leven, Die „Justinianische“ Pest – Mischa Meier, Das Ende des Konsulats im Jahr 541/42 und seine Gründe. Kritische Anmerkungen zur Vorstellung eines „Zeitalters Justinians“.

² Th. Pratsch, Theodora von Byzanz. Kurtisane und Kaiserin, Stuttgart 2011.

³ In der Kirche Juliana Anicias gab es eine umlaufende metrische Stiftungsinschrift; vgl. auch J. Koder, Justinians Sieg über Salomon, in: Θυμίαμα στη μνήμη της Λασκαρίνας Μπούρα, Athen 1994, S. 135-142.

mischen Konsulats (541) deutlich. Meier liefert in seiner Arbeit dazu überzeugende Belege. Der triumphale Einzug des Kaisers im Jahre 559 kann allerdings nicht mit dem von 534 verglichen werden (S. 270). War 534 Justinians Feldherr Belisar siegreich zum Kaiser in der Stadt zurückgekommen, so kehrte 559 der Kaiser selbst nach erfolgreicher Inspektion der anastasischen Landmauern nach Konstantinopel zurück, um dort von der Stadtbevölkerung und Würdenträgern gebührend empfangen zu werden. Aufgezeichnet wurde dieser Einzug des Kaisers, den Herbert Hunger *reditus* nannte,⁴ im Zeremonienbuch Konstantins VII., also gut 400 Jahre später. Als ein weiteres Glied in der Argumentationskette für einen Traditionsbruch kann dieses Ereignis nicht herhalten.

Andererseits scheint Justinian doch, wie Hartmut Leppin jüngst in seiner Studie „Justinian, das christliche Experiment“ (Stuttgart 2011) zu zeigen versuchte, die Zügel in der Religionspolitik fest in den Händen gehabt zu haben, was auch durch die Beiträge von Noethlichs und Leppin in diesem Band umfassend dargelegt wird.

Die Regierungszeit Justinians war neben politischen Umwälzungen auch von einschneidenden Ereignissen geopolitischer und demographischer Natur geprägt. Der Seuchenzug von 541/42 brachte das Staatswesen an allen Fronten in arge Bedrängnis, wozu die Untersuchung des Medizinhistorikers Karl-Heinz Leven ausgewählt wurde.

Der Band ist sorgfältig redigiert, er kommt allerdings ohne Karte, Index und Zeittafel aus. Störende Druckfehler: S. 15: st. Cécil l. Cécile Morrisson, S. 34: st. spiitualité l. spiritualité, S. 73: st. Fairy von Lilienthal l. Fairy von Lilienfeld. Bibliographische Ergänzungen: T.C. Lounghis/B.N. Blysidu/St. Lampakes (Hgg.), *Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches von 476 bis 565* (Quellen und Studien zur Geschichte Zyperns 52), Nikosia 2005; R. Riedinger (Hg.), *Agapetos Diakonos. Der Fürstenspiegel für Kaiser Iustinianos* (Εταιρεία τῶν φίλων τοῦ λαοῦ, 4), Athen 1995.

Das Nachleben und die ideologische Figuration des Justinian gäbe Stoff für einen weiteren Band in dieser Reihe.

Prof. Dr. Michael Grünbart
Westfälische Wilhelms-Universität
Institut für Byzantinistik und Neogräzistik
Rosenstraße 9
D-48143 Münster
E-Mail: gruenbart@uni-muenster.de

⁴ H. Hunger, *Reditus imperatoris*, in: G. Prinzing/D. Simon (Hgg.), *Fest und Alltag in Byzanz*, München 1990, S. 17-35.

Oliver STOLL, Zum Ruhme Athens. Wissen zum Wohl der Polis. Xenophons Ideal einer Führungspersönlichkeit und Athens Reiterei im *Hipparchikos* <Logos>. Altertumswissenschaften/Archäologie 3. Berlin: Frank & Timme Verlag 2010, 100 S.

Oliver Stoll widmet sich im vorliegenden Buch als ausgewiesener Kenner sowohl der xenophontischen Schriften wie auch insbesondere der antiken Militärgeschichte dem *Hipparchikos*, dieser so vernachlässigten kleinen Schrift Xenophons.¹ Im Fokus der Untersuchung steht dabei die Konstruktion einer idealen militärischen Führungspersönlichkeit. Ziel der Arbeit scheint die Darstellung der wesentlichen Aspekte dieses Führungsideals sowie seine zeithistorische Kontextualisierung im Hinblick auf die Entwicklung der athenischen Reiterei zu sein.

Worin dabei das konkrete Erkenntnisinteresse des Buches liegt, ist nicht eindeutig erkennbar. Dies zeigt sich schon im Titel des Buches („Xenophons Ideal einer Führungspersönlichkeit und [Hervorhebung des Rezensenten] Athens Reiterei im *Hipparchikos* <Logos>“). Es geht also einerseits um eine Darstellung von Rolle und Entwicklung der athenischen Reiterei (wobei Xenophon als wichtige Quelle herangezogen wird), andererseits um das im *Hipparchikos* und anderen Schriften präsentierte Ideal militärischer Führung (hier gehören Xenophons Schriften zum unmittelbaren Gegenstand der Untersuchung). Möglicherweise geht diese doppelte Ausrichtung des Buches auf den Umstand zurück, dass das Buch aus zwei ursprünglich eigenständigen Vorträgen mit unterschiedlicher Thematik hervorgegangen ist (S. 7).

Dem Vorwort (S. 7-8) folgt eine knappe Einleitung (S. 9-10), in der die häufig negative Bewertung Xenophons als Schriftsteller beklagt und die Vernachlässigung der Schriften über das Reiterwesen betont wird. Es folgen zwei weitere einleitende Kapitel, deren erstes („Xenophon – Erfahrungen und Herausforderungen“, S. 11-24) der Einordnung des von Stoll mit der Mehrheit der Interpreten auf die Zeit um 365 datierten (S. 22)² *Hipparchikos* in Xenophons Biographie und Werk sowie in die zeithistorische Entwicklung der Kriegführung und der außenpolitischen Landschaft der griechischen Welt dient.

¹ Neben einer Handvoll Studien aus älterer Zeit (hervorzuheben ist Ekman 1933, daneben Delebecque 1951, Wycherley 1963, Salomone 1963) sind vor allem in den vergangenen zehn Jahren einige Spezialuntersuchungen zu die Schrift und ihre Inhalte betreffenden Einzelfragen entstanden (Dillery 2004, Althoff 2005, Olivarez Chávez 2008). Des Weiteren wurde die Schrift vor allem in militärhistorischen Studien berücksichtigt (*pro plurimis* Hutchinson 2000, 180-223 sowie – fast zeitgleich zum und unabhängig vom vorliegenden Buch entstanden – Toalster 2001, v.a. 79-85).

² Z.B. Spence 1993, 223-224, Althoff 2005, 236-237, Toalster 2011, 79). Abweichend Salomone 1986, 199 (362 v. Chr.).

Stoll betont zu Recht den ambivalenten Charakter der Schrift als Handbuch einerseits, als politisch motivierter Schrift andererseits (S. 11, 13), die auf eine Reformierung (S. 19) und insbesondere Rehabilitierung (S. 23-24, auch 54) der nach der Oligarchie der ‚Dreißig‘ als demokratiefeindlich diskreditierten athenischen *Hippeis* abziele. Literarisch ordnet er den *Hipparchikos* als eine Schrift in Xenophons Werk ein, die gemeinsam mit der *Kyropädie* und dem *Agesilaos* eine Systematisierung (S. 12) der in den *Hellenika* exemplarisch präsentierten Führungstugenden betreibe. Hiergegen ist einzuwenden, dass zwar bezüglich der Vorstellung politisch-militärischer Tugenden durchaus eine inhaltliche Nähe zwischen den drei genannten Schriften besteht, dass diese Tugenden indes gerade nicht systematisch verhandelt werden,³ sondern vielmehr exemplarisch (*Agesilaos*, *Kyropädie*) beziehungsweise indirekt, in der Form praktischer Handlungsanweisungen für ein ganz bestimmtes militärisches Amt (*Hipparchikos*).

Der Sinn des deutlich kürzeren zweiten Einführungskapitels („Xenophon modern“, S. 25-27) will sich demgegenüber nicht erschließen. Hier unternimmt Stoll den Versuch, Xenophon als Vordenker militärischer Konzepte der deutschen Bundeswehr („Innere Führung“) sowie moderner betriebswirtschaftlicher Führungskonzepte zu stilisieren, ohne dass dafür konkrete rezeptionsgeschichtliche Belege aufgezeigt würden.⁴ Um aber die vermeintliche Ähnlichkeit des xenophontischen Denkens etwa mit dem Konzept der ‚Inneren Führung‘ überhaupt festzustellen, bedarf es einer modernistischen Xenophonlektüre, die es sich *a priori* zum Ziel macht, derartige Ähnlichkeiten aufzuzeigen. Xenophons Texte an sich geben derartige Deutungen nach Ansicht des Rezensenten jedenfalls nicht her, wenngleich sie seit Delebecque immer wieder betrieben wurden.⁵

³ Auf ähnliche Weise gehen die Hinweise fehl, Xenophon sei zeitlebens mit politischer „Theorie“ beschäftigt gewesen (z.B. 14): Zwar kann man eine Auseinandersetzung mit theoretischen Modellen nicht ausschließen, indes lässt sie sich nicht belegen, da abstrakte Theorie im xenophontischen Werk gerade nicht hervortritt. Von politischem Interesse und einer Berührung mit den zeitgenössischen Theorien kann man gewiss ausgehen, ein Theoretiker war Xenophon aber wohl eher nicht. So lässt sich denn auch die Darstellung des idealen Feldherren ‚Xenophon‘ in der *Anabasis* gerade nicht als „Modell eines idealen Kommandeurs [...] in der Theorie“ (66, wörtlich wiederholt 76) bezeichnen, sondern als exemplarisch entworfenen Modell – also als das Gegenteil eines theoretischen Entwurfs. Offenkundig wählt Xenophon bewusst die exemplarische Vorgehensweise, um sein Führungsideal zu vermitteln. Damit steht er der Ablehnung der τέχνη und dem Kairosbegriff eines Isokrates näher als dem τέχνη-Konzept der Rhetoren und der sogenannten ‚Sophisten‘.

⁴ Vgl. S. 26: „Diese Grundsätze und Ideale springen so ins Auge, aber eben bei der Lektüre der Werke des Xenophon, dass man fast nicht umhin kann, die Idee zu entwickeln, dass all das, was in den theoretischen Darlegungen der Betriebswirtschaft oder denen des Zentrums Innere Führung der Bundeswehr zu lesen steht, bereits Xenophon dargelegt hat [...]“

⁵ Delebecque 1951.

Der Hauptteil der Untersuchung (S. 27-81) ist in zwölf unterschiedlich umfangreiche Sachkapitel gegliedert, denen abermals einführende Bemerkungen zur Entwicklung der Reiterei in Griechenland und Athen (S. 27-35) vorausgehen. Die folgenden zwölf Abschnitte schließen an diese Vorbemerkungen an und verhandeln zunächst Aspekte der Einbindung der Reiter in die athenische Polis, wie sie u.a. bei Xenophon deutlich werden („Reiterei und Polis“ [S. 36-48], „Der Rat und die Reiter“ [S. 48-52]), wenden sich danach immer stärker dem *Hipparchikos* (sowie *Kyrupädie*, *Anabasis* und *Memorabilia*) als Schrift(en) zu: Hier steht nun das Führungsideal Xenophons mehr und mehr im Vordergrund (weniger deutlich: „Gehorsam und Religion“ [S. 52-54], „Fachwissen und Gehorsam“ [S. 54-58], deutlicher: „Fachwissen, Planung und Täuschung“ [S. 58-60], „Planung und soziale Kompetenz, soziale Rollen“ [S. 61-63], „Disziplin und Gehorsam“ [S. 63-70], „Übung, Wettkampf, Führung durch Belohnung und Strafe“ [S. 71-72], „Die Überzeugungskraft der Rede und Fähigkeit zur Performanz“ [S. 72-73], „Hierarchie und Befehlskette: Delegieren im Koordinatensystem“ [S. 73-76], „Führung durch Vorbild“ [S. 76-77], „Nähe und Vorbild“ [S. 78-81]). Wohlgemerkt handelt es sich dabei keineswegs um eine systematische Untersuchung des *Hipparchikos* als Einzelschrift, sondern um die Skizze wichtiger Aspekte des militärischen Führungsideals, das Xenophons Schriften insgesamt präsentieren. Der im Titel des Buches erwähnte *Hipparchikos* steht aber überhaupt erst in diesen späteren Kapiteln, mithin im letzten Drittel des Buches, im Fokus der Untersuchung. Davor wird die Schrift eher sporadisch als Quelle herangezogen im Zuge einer Überblicksdarstellung von Bedeutung und diachroner Entwicklung der athenischen Reiterei im späten 5. und frühen 4. Jhd.

Dass der Übergang von dieser Überblicksdarstellung hin zur Untersuchung des xenophontischen Führungsideals fließend erfolgt (insbesondere S. 52-54) und in der Gliederung des Buches nicht transparent gemacht ist, erschwert eine an einzelnen Sachfragen orientierte Lektüre des Buches ebenso wie das Fehlen von Indices und der sich aus dem Inhaltsverzeichnis nur bedingt er-schließende Umstand, dass einzelne Sachverhalte in verschiedenen Kapiteln bzw. an verschiedenen Orten verstreut verhandelt werden (so z.B. zu den Reiterprozessionen [S. 38-40, 52-54, 56-57]). Bisweilen sind die Kapitelüberschriften irreführend. So wird im Kapitel zu „Fachwissen und Gehorsam“ (S. 54-58) die Bedeutung des Fachwissens (τέχνη) nur in einem einzigen Satz (S. 55) sowie in der Überleitung zum Folgekapitel „Fachwissen, Planung und Täuschung“ (S. 58-60) erwähnt. Auch der ‚Gehorsam‘ spielt in diesem Kapitel nur eine untergeordnete Rolle. Eigentlich befasst sich das Kapitel mit der Notwendigkeit guter Ausrüstung der Truppe durch den Hipparchen (und die Phylarchen), wie sie in *Hipparchikos*, *Memorabilia* und *Kyrupädie* verhandelt wird.

Auf ähnliche Weise befasst sich das Kapitel „Nähe und Vorbild“ (S. 78-81) nicht mit diesen Gegenständen, sondern gibt in geraffter Form die sehr verschiedenen Inhalte der drei letzten Abschnitte des *Hipparchikos* (Xen. Hipp. VII-IX), insbesondere die Reformvorschläge zur Rekrutierung und Finanzierung der Reiterei (Xen. Hipp. IX, 3-7) wieder. Auch der Grund für die ausführliche Differenzierung von römischen und griechischen Disziplinvorstellungen (S. 63-67, insbesondere Anm. 174) sowie für die Erläuterung politischer Sanktionsmechanismen gegen Fahnenflucht (S. 67-69) erschließt sich nicht.

Die die Rolle der athenischen Reiterei thematisierenden Kapitel bieten eine anschauliche Einführung in den Gegenstandsbereich der Untersuchung. Insbesondere die Verwendung der nichtliterarischen Quellen ist hier positiv hervorzuheben, die trotz des geringen Umfangs des Buches an manchen Stellen recht ausführlich expliziert werden (so zur Lokalisierung des ‚Hipparcheion‘⁶ und der öffentlichen Repräsentation der *Hippeis* im Bereich der Agora [S. 40-48]). Etwas zu kurz fallen m.E. die Bemerkungen zur Rolle der *Hippeis* im Zuge der Oligarchie der „Dreißig“ von 404/403 v. Chr. aus (S. 47-48). Stoll sieht mit guten Gründen in der Diskreditierung der Reiterklasse – insbesondere der Reiterei selbst – infolge der Verstrickung in die Oligarchie eine wesentliche Motivation für die Abfassung des *Hipparchikos*, dessen normatives Leitbild auf die Integration der Reiterei in die demokratische Polis abzielt (z.B. S. 53-54). Dieser für das Verständnis der Schrift zentrale Aspekt hätte noch ausführlicher behandelt werden können, zumal er für die Bewertung des in ihr enthaltenen ‚Führungsideals‘ nicht ohne Belang ist. Xenophon entwickelt dieses Ideal in der Tat als eines, das aristokratische Vorstellungen gesellschaftlicher und militärischer Hierarchie mit der egalitären Demokratie vereinbar machen soll.⁷

Bei der Evaluation des xenophontischen Führungsideals liegt der Schwerpunkt auf der Frage, auf welche Weise Xenophons idealer Kommandeur das Funktionieren der Truppe gewährleisten kann. Zentral für das Verständnis von Xenophons Vorstellungen hierzu sind, wie Stoll zu Recht feststellt, die in Athen wohl weit verbreitete Idee von freiwilliger Gefolgschaft als bester Form des Gehorsams sowie, damit zusammenhängend, von der Überzeugungskraft als notwendiger Eigenschaft des Feldherrn (S. 62-64, 69-73, 83).⁸ Dass derartige Vorstellungen für Autoren wie Xenophon keinen ethischen, sondern lediglich einen utilitären Nutzen (Effizienz der Truppe) besäßen (S. 61), ist indes keine zwingende Annahme.

⁶ Vgl. dazu Maul-Mandelartz 1990, 199.

⁷ Vgl. dazu die Überlegungen bei Kroeker 2009 zu Xenophons Haltung als „internal critic“ der Demokratie.

⁸ Vgl. Lengauer 1979, 154, Spence 1993, 70.

Ähnlich grundlegend ist die Rolle der militärischen Führungsperson als Vorbild soldatischer Tugenden, die Stoll in den letzten beiden Kapiteln behandelt (S. 76-81).

Die Fokussierung der Untersuchung auf das Führungsideal lässt erwarten, dass dieses Ideal auch in seiner geistesgeschichtlichen Verortung untersucht wird. Eben dies findet indes so gut wie nicht statt. Xenophon erscheint stattdessen als geistesgeschichtlich isolierter Denker, als genialer Innovator. Dass aber gerade die so zentralen Vorstellungen von Vorbild und Nachahmung, εὔνοια und freiwilliger Unterordnung in der Literatur der ersten Hälfte des 4. Jhs. weit verbreitet sind – insbesondere bei Platon und Isokrates⁹ – bleibt weitgehend unerwähnt. Xenophons Werk wird auf diese Weise zum „ersten Versuch der Geistesgeschichte [...], eine Theorie der Führungsperson zu entwerfen“ (S. 82, ähnlich 11). Richtiger wäre es, von einem allgemeinen Bestreben der Intellektuellen seiner Epoche zu sprechen, ein solches Ideal zu entwerfen. Nicht das Führungsideal selbst ist daher das eigentlich Neue bei Xenophon, sondern dessen praxisorientierte Anwendung auf ein spezifisches gesellschaftliches Feld, nämlich auf das Militär und die Reiter im Speziellen. Dieser Anwendungsbezug ist für die Deutung des *Hipparchikos* durchaus von Bedeutung. So dürfte wohl die Auffassung Stolls, der Abschnitt zur *πειθαρχία* (Xen. Hipp. VI) bilde das „Kernkapitel“ (S. 77) des *Hipparchikos*, der Behandlung dieser Schrift sowie des Gesamtwerkes als theoretischer (!) Darstellung des Führungsideals an sich geschuldet sein (v.a. S. 82). Liest man die Schrift indes als nicht-systematische Sammlung praktischer Lehrsätze (als solche erscheint die Schrift auch in Xen. Hipp. IX 1-2),¹⁰ die auf Anwendung statt auf theoretische Abstraktion ausgerichtet ist, so treten demgegenüber die (ausführlicheren) Kapitel zu strategischer und taktischer *φρόνησις* (Xen. Hipp. IV-V, VII-VIII) oder auch die Anweisungen für die Reiterprozessionen (Xen. Hipp. III) stärker in den Vordergrund.

Für ein allgemeines Verständnis des *Hipparchikos* trägt das Buch aufgrund seiner Konzeption daher insgesamt wenig Grundlegendes bei. Indes sind einige punktuelle Beobachtungen positiv hervorzuheben. Gelungen sind etwa die Überlegungen zu den vielfältigen Zielsetzungen, die die Schrift verfolgt: Stoll exemplifiziert dies am Beispiel der Forderungen bezüglich der Reiterprozessionen (Xen. Hipp. III), die eine ganze Fülle von Funktionen für die Reiterei erfüllen – von Übungs- über Repräsentations- bis zu politischen und religiösen Zwecken (S. 53-54). Auch die detaillierten Anweisungen Xenophons zur Bin-

⁹ Z.B. zur ‚demokratischen Monarchie‘ des Theseus in Isok. X 30-38, zur idealen Führungsfigur Agamemnon in Isok. XII 73-90 oder zum mimetischen Lehrkonzept in Isok. XIII 13-18.

¹⁰ Althoff 2005, 241-243.

nengliederung der Reiterei und der Formation der Abteilungen (Xen. Hipp. II) werden in einem eigenen Kapitel (S. 73-76) anschaulich erläutert.

Intensivere Behandlung hätten die Reformvorschläge verdient, die Xenophon im *Hipparchikos* unterbreitet (Xen. Hipp. III zu den Prozessionen, Hipp. I und IX zur Rekrutierung und Finanzierung). Hier könnte eine eingehendere Analyse dazu beitragen, das Verständnis der Motivation für die Abfassung des *Hipparchikos* in seiner Zeit zu erhellen. Dies könnte zudem die von Stoll nicht eindeutig geklärte Frage beantworten helfen, welche der von Xenophon erwähnten Aufgaben des Hipparchen reine Beschreibungen des zeitgenössischen Zustands der Reiterei darstellen und welche demgegenüber als innovative (Reiterprozessionen [dazu S. 40],¹¹ verbundene Waffen¹²) oder gar provokante (List und Täuschung als militärisches Ideal)¹³ Neuerungen vorgeschlagen werden. Stoll spart diese Aspekte weitgehend aus und lässt folgerichtig auch die Frage nach den Wirkungen der Schrift offen (S. 82-83).

Notwendig sind leider auch einige Worte zur äußeren Form des Büchleins. Dass das Buch aus Vortragsmanuskripten entstanden ist, ist dem Text durchaus anzumerken. So finden sich verschiedentlich Zeichenverwendungen, die offensichtlich zur Markierung von Emphase im mündlichen Vortrag bestimmt sind.¹⁴ Ein Gedankengang taucht in wörtlich identischer Formulierung an zwei Stellen des Buches (S. 66, 76) auf.¹⁵ Nicht darauf zurückzuführen sind jedoch sprachliche Fehler. Während reine Schreibversehen nur in geringem Umfang auftauchen, ist vor allem die Zahl der fehlerhaften diakritischen Zeichen im Griechischen¹⁶ sowie die uneinheitliche Wiedergabe griechischer Begriffe in

¹¹ Salomone 1986, 200-201, Dillery 2004, 260-264, anders Maul-Mandelartz 1990, 193-194, Spence 1993, 186.

¹² Delebecque 1951, 42-44, Spence 1993, 126.

¹³ Salomone 1986, 199-200, anders Spence 1993, 132-133.

¹⁴ So der allgemein inflationäre Gebrauch von Ausrufezeichen (S. 12, 16 [2], 17, 20 [2], 21[2], 23, 33, 38, 40, 41 Anm. 90, 42, 44, 53, 54, 56, 65 Anm. 174, 67, 68, 76, 84), vor allem aber Satzzeichenketten wie „?!“ (S. 79) und „!?!“ (S. 22).

¹⁵ S. 66: „Hier liegt eine der Verbindungslinien [der Anabasis] zum Hipparchikos: die Tendenz, das Modell eines idealen Kommandeurs, ausgestattet mit allem professionellem Fachwissen, in der Theorie zu schaffen und die praktische Anwendung der Grundsätze anzuregen, damit auch Reformen herbeizuführen, wo notwendig.“ Vgl. S. 76: „Anders als in der Anabasis, die mit konkreten *exempla* im Rahmen des Kyroszuges operieren kann, bleibt der Hipparchikos bei der Formulierung eines Ideals: die Tendenz, das Modell eines Kommandeurs, ausgestattet mit allem professionellen Fachwissen, in der Theorie zu schaffen und die praktische Anwendung der Grundsätze anzuregen und zu zeigen, damit auch Reformen anzuregen, wo notwendig, ist deutlich“.

¹⁶ So S. 13 (ὑπόμνηματα), 20 (κατὰ), 41 (τιμήσις), 61 (φιλοστρατίωτης), 75 (ἀλλὰ ἄρχουσι), 76 (ἄν), 80 (δαίλων). Wohl durch Satzprobleme verursacht sind die versetzt gedruckten diakritischen Zeichen (S. 9, 10, 65).

Originalsprache und/oder lateinischer Transkription auffällig.¹⁷ Auch bleiben an einigen Stellen kaum verständliche, bisweilen satzlogisch fehlerhafte Formulierungen nicht aus.¹⁸ Hier hätte ein sorgfältigeres Lektorat erheblich zur Lesbarkeit des Textes beitragen können.

Insgesamt ergibt sich daher der Eindruck eines rasch produzierten Büchleins, das neben einer sorgfältigeren Redaktion vor allem von einer gründlicheren konzeptionellen Bearbeitung und klareren thematischen Ausrichtung hätte profitieren können. So hätten die Überblicksdarstellungen zur athenischen Reiterei schärfer von der Analyse des xenophontischen Führungsideals getrennt werden müssen. Dadurch hätten die durchaus interessanten Einsichten bspw. zur Funktion der Reiterprozessionen deutlicher hervortreten können. In der vorliegenden Form ist der Zugang zu den Thesen des Buches leider erheblich erschwert und es wird weder klar, an welches Publikum es sich richtet, noch, welches sein eigentlicher Gegenstand ist – der *Hipparchikos* als Publikation seiner Zeit oder die militärischen Ideale Xenophons im Allgemeinen.

Thomas Blank
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Historisches Seminar
Arbeitsbereich Alte Geschichte
Jakob-Welder-Weg 18
D-55128 Mainz
E-Mail: blankt@uni-mainz.de

Bibliographische Angaben

Althoff 2005 = Jochen Althoff: Form und Funktion der beiden hippologischen Schriften Xenophons *Hipparchicus* und *De re equestri* (mit einem Blick auf Simon von Athen), in: Thorsten Fögen (Hg.): Antike Fachtexte. Ancient Technical Texts, Berlin 2005, 235-252.

¹⁷ Besonders verwirrend sind hierbei die falsch gebildeten Latinisierungen xenophontischer Werktitel: *Oeconomicos* (S. 59, vgl. auch ebenda Anm. 157 [*Oeonomos* für den ‚Wirtschaftler‘], aber auch S. 7 [*Oikonomikos*]) und *Hellenica* (als Fem. Sg. [!], *passim*). Von der griechischen Wiedergabe von Eigennamen weichen die latinisierten Formen Andocides (S. 31) und Plato (S. 71) ab. Für die Transkription des Titels des *Hipparchikos* finden sich insgesamt sechs verschiedene Varianten (*Hipparchikos* / *hipparchikos* (logos) / *Hipparchikos* (logos) / *Hipparchikos* (Logos) / *Hipparchikos* <logos> / *Hipparchikos* <Logos>).

¹⁸ Z.B. S. 18 („Gerade Xenophons Einfluss auf die Formierung eines Reiterkorps bei Agesilaos belegt er selbst.“), 35 („*Hippeus* bedeutet einen Mann, der es sich leisten kann [...]“), 52 („Wie jede Schrift des Xenophon durchzieht Religion sein Werk.“).

Delebecque 1951 = Édouard Delebecque: Xénophon ancêtre de la cavalerie moderne, BAGB 2 (1951), 39-45.

Dillery 2004 = John Dillery: Xenophon, the Military Review, and Hellenistic 'pompei', in: Christopher Tuplin (Hg.): Xenophon and His World, Historia Einzelschriften 172, Stuttgart 2004, 259-276.

Ekman 1933 = E. Ekman: Zu Xenophons Hipparchikos. Univ.-Diss., Uppsala 1933.

Hutchinson 2000 = Godfrey Hutchinson: Xenophon and the Art of Command. London 2000.

Kroeker 2009 = Ron Kroeker: Xenophon as a Critic of the Athenian Democracy, HPTh (History of Political Thought) 30 (2009), 197-228.

Lengauer 1979 = Włodzimierz Lengauer: Greek Commanders in the 5th and 4th Centuries. Politics and Ideology. A Study of Militarism, Warschau 1979.

Maul-Mandelartz 1990 = E. Maul-Mandelartz: Griechische Reiterdarstellungen in agonistischem Zusammenhang, Frankfurt/Bern 1990.

Olivarez Chávez 2008 = Carolina Olivarez Chávez: La presencia de los dioses en el 'Hiparco' de Jenofonte, Nova Tellus 26 (2008), 91-113.

Salomone 1986 = Serena Salomone: Letteratura, tradizione e novità tattico-strategiche nello Hipparchikos di Senofonte, Maia 38 (1986), 197-205.

Spence 1993 = I.G. Spence: The Cavalry of Classical Greece. A Social and Military History With Particular Reference to Athens, Oxford 1993.

Toalster 2011 = David Toalster: Unzeitgemäße Feldherren. Der Hipparch als Prototyp des erfolgreichen Feldherren in Xenophons Hellenika, Gutenberg 2011.

Wycherley 1963 = R.E. Wycherley: Xenophon, Hipparchicus 3.6-7. Cavalry at the Lyceum, CR 13 (1963), 14-15.

Ralf KRUMEICH – Christian WITSCHER (Hgg.), Die Akropolis von Athen im Hellenismus und in der römischen Kaiserzeit. Wiesbaden: Reichert Verlag 2010, 455 S., 80 Bildtafeln (s/w und Farbe), 1 Klapptafel

Der vorliegende Band ist das Ergebnis eines internationalen Kolloquiums, das unter Beteiligung von elf ReferentInnen vom 16. bis 17. Juni 2006 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn abgehalten wurde.¹ Der Umstand, dass nicht alle der Vorträge auch Eingang in die Publikation finden konnten, wurde durch die eigens für die Drucklegung verfassten Beiträge von ELENA MANGO und MICHAEL RATHMANN ausgeglichen.² In einem Vorwort (S. VII-IX) definieren die Herausgeber die übergreifende Fragestellung: Es soll um die Akropolis in nachklassischer Zeit gehen, vor allem auch in ihrer Rolle als „bedeutende[r] ‚Erinnerungsort‘ [...], an dem die militärischen Erfolge Athens, die Abwehr der Barbaren und die glorreiche Vergangenheit der Polis in immer neuen Formen kommemoriert wurden“ (S. VIII). Danach folgt eine ebenfalls von RALF KRUMEICH und CHRISTIAN WITSCHER verfasste Einleitung unter dem Titel „Die Akropolis als zentrales Heiligtum und Ort athenischer Identitätsbildung“ (S. 1-53). Hier werden verschiedene Schwerpunkte gesetzt und thematisch differenzierte Zugriffe auf historische und archäologische Themenkomplexe beschrieben. Ein knapp gehaltener Forschungsüberblick erbringt zunächst den wenig überraschenden Befund, dass das nachklassische Schicksal der Akropolis von Athen aufgrund der Fokussierung auf den Zeitraum zwischen dem 6. und dem späten 4. Jh. v. Chr. bislang nur wenig Aufmerksamkeit erfahren hat (S. 2-6). Den baulichen Veränderungen der „fast 1000 Jahre umfassende[n] ‚nachklassische[n] Zeit‘“ (S. 4) widmen die Verf. im Anschluss immerhin knapp acht Seiten (S. 9-16), ohne die einzelnen Bauten und ihre jeweils individuell verschiedene Geschichte freilich im Detail würdigen zu können. In weiterer Folge kristallisiert sich dann, jenseits der monumentalen Architektur, ein eindeutiger Interessensschwerpunkt hinsichtlich der Ehrendenkmäler und Weihgeschenkbasen heraus, der, soviel des Vorgriffs sei erlaubt, auch die anderen Beiträge des Bandes gleichsam als roter Faden durchzieht (S. 16-28. 30-33). Von besonderem Interesse sind dabei einige methodische Bemerkungen bezüglich der Wiederverwendung und Pflege älterer Monumente: So wird sinnvollerweise zwischen verschiedenen Ebenen der Re-

¹ Zum Programm dieses Kolloquiums, das in einigen Punkten von den letztlich publizierten Beiträgen abweicht, siehe den Tagungsbericht „Die Akropolis von Athen im Hellenismus und in der römischen Kaiserzeit. 16.06.2006-17.06.2006, Bonn“, in: H-Soz-u-Kult, 01.11.2006, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1332>.

² Die folgenden Kolloquiumsvorträge wurden nicht abgedruckt: „The Athenian Polis on the Acropolis: Inscribed State Monuments in the Hellenistic and Roman Eras“ (GRAHAM J. OLIVER); „Zum Thrasyillos-Monument“ (WILFRED GEOMINY).

zeption unterschieden, die Rolle von Denkmälern als Bezugspunkte des kulturellen Gedächtnisses betont und die in der Forschung oft beobachtbare Dominanz rein politisch-semantischer Interpretationen hinterfragt (S. 28f.). Abschließend formulieren KRUMEICH und WITSCHER als Ziel für den Band, dass „Bedeutung, Ausstattung und Funktion der Akropolis in nachklassischer Zeit [...] in den weiteren Kontext der Stadtentwicklung“ eingeordnet werden sollen (S. 33).

An diese Einleitung schließen sich vier nach thematischen Übertiteln organisierte Sektionen an, die den Hauptteil des Bandes bilden: 1) „Athen in hellenistischer und römischer Zeit – der historische und urbanistische Kontext“ (S. 55-155); 2) „Die Akropolis als religiöser Raum“ (S. 157-232); 3) „Die Akropolis als politischer Raum und Erinnerungsort“ (S. 233-269); 4) „Statuarische Weihungen und Ehrenstatuen auf der nachklassischen Akropolis“ (S. 271-398). Allein aus den Seitenangaben lässt sich schon eine gewisse Disproportion in der Aufteilung dieser kapitelartigen Abschnitte erkennen. Besonders der dritte Abschnitt zur Akropolis als politischem Raum ist vergleichsweise kurz geraten, der vierte Abschnitt zu Weihungen und Statuen hingegen überproportional lang ausgefallen. Dies liegt vor allem im Aufbau der Beiträge begründet, von denen einige größere Katalogteile enthalten und folglich die rein narrativ gehaltenen Texte an Umfang deutlich übertreffen.

Eröffnet wird die Sektion zum historischen und urbanistischen Kontext mit einem Beitrag von MICHAEL RATHMANN (S. 55-93), der vor allem anhand der historischen Quellen die Geschichte Athens in hellenistischer Zeit darstellt. Die politischen Ereignisse werden zwar gut zusammengefasst und übersichtlich präsentiert, doch dürften manche der wertenden Formulierungen in ihrer bewusst schematischen Zuspitzung dem einen oder anderen Leser als problematisch erscheinen, so z.B. die folgenden: „Lebenskraft der Polis“ (S. 56), „Chiasmus von zurückgehender [...] Selbständigkeit und [...] wachsender kultureller Blüte“ (S. 56), „Bühne zur Selbstdarstellung“ (gleich dreimal auf S. 79 und je ein weiteres Mal auf S. 59 und S. 85). Hinterfragenswert ist auch der nicht weiter begründete Vergleich der sullanischen Eroberung Athens mit dem ‚Sacco di Roma‘ des Jahres 1527 (S. 83). Die Stärken von RATHMANN'S Beitrag liegen eindeutig in der Schilderung der Ereignisgeschichte. So werden etwa die wesentlichen Aspekte des kulturellen Lebens im frühhellenistischen Athen gut zusammengefasst (S. 67f.) und sowohl die politische Entwicklung Athens im 3. Jh. v. Chr. (S. 69-75) als auch die Beziehungen zwischen Athen und Rom im 2. und 1. Jh. v. Chr. (S. 75-77) in souveräner Manier erörtert. Eine atmosphärische Note gibt dieser Darstellung der Reisebericht des Herakleides, dessen städtebauliches Informationspotenzial freilich nur im Rahmen einer umfassenderen Studie zu würdigen gewesen wäre (S. 72f.). Die starke Aus-

richtung an den literarischen Quellen geht allerdings zu Lasten der archäologischen Befunde, die von RATHMANN weitgehend ausgeblendet wurden. So vermisst man etwa den Hinweis auf grundlegende Literatur gerade für die umfangreichen Baumaßnahmen des 4. Jhs. v. Chr. und besonders für die Projekte des Lykurg.³ Die maßgeblichen archäologischen und bauhistorischen Beiträge zur Skeuothek des Philon und zur hellenistischen Bauphase des Olympieion finden keinen Niederschlag im Anmerkungsapparat (Skeuothek: S. 60 Anm. 21; Olympieion: S. 79).⁴ Zur vermeintlichen „landwirtschaftlichen Krise“ des 3. Jhs. v. Chr. (S. 69) hätten die Ergebnisse neuerer landschaftsarchäologischer Untersuchungen und Surveys in Attika durchaus die Möglichkeit zu differenzierter Erkenntnis geboten.⁵ Auch die Diskussion zu den Bauphasen der ‚Langen Mauern‘ kann in Zeiten der oft beschworenen Interdisziplinarität nicht mehr ohne die Berücksichtigung der archäologischen Evidenz auskommen (so aber hier S. 73f. mit Anm. 87).⁶ Verfehlt ist es schließlich, den Wieder-

³ Siehe bes. H. Knell, Überlegungen zur öffentlichen Architektur des 4. Jahrhunderts in Athen, in: W. Eder (Hg.), Die athenische Demokratie im 4. Jahrhundert v. Chr. Vollendung oder Verfall einer Verfassungsform?, Akten eines Symposiums 3.-7. August 1992, Bellagio (Stuttgart 1995) 475-514; B. Hintzen-Bohlen, Die Kulturpolitik des Eubulos und des Lykurg. Die Denkmäler und Bauprojekte in Athen zwischen 355 und 322 v. Chr. (Berlin 1997); H. Knell, Athen im 4. Jahrhundert v. Chr. – Eine Stadt verändert ihr Gesicht. Archäologisch-kulturgeschichtliche Betrachtungen (Darmstadt 2000); J.M. Camp, The Archaeology of Athens (New Haven/London 2001) 137-160.

⁴ Skeuothek: A. Linfert u.a., Die Skeuothek des Philon im Piräus. Zusammenfassung der Ergebnisse einer Übung über die Skeuothek-Inschrift (IG II² 1668) im Wintersemester 1979/80 (Köln 1981); M. Untermann, Neues zur Skeuothek, in: W. Hoepfner u.a. (Hgg.), Bauplanung und Bautheorie der Antike, DiskAB 4 (Berlin 1984) 81-86; V. Gabrielsen, Financing the Athenian Fleet. Public Taxation and Social Relations (Baltimore 1994) 257 Anm. 9; H.R. Goette/J. Hammerstaedt, Das antike Athen (München 2004) 267-271 mit älterer Lit.; Olympieion: R. Tölle-Kastenbein, Das Olympieion in Athen (Köln u.a. 1994); J.M. Camp, The Archaeology of Athens (New Haven/London 2001) 266-270 mit Lit.

⁵ Zur agrarischen Struktur Attikas im 4.-3. Jh. v. Chr. vgl. etwa R. Osborne, Buildings and Residence on the Land in Classical and Hellenistic Greece. The Contribution of Epigraphy, BSA 80, 1985, 119-128; H. Lohmann, Atene. Forschungen zu Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur des klassischen Attika (Köln 1993); H. Lohmann, Die Chora Athens im 4. Jahrhundert v. Chr. Festungswesen, Bergbau und Siedlungen, in: W. Eder (Hg.), Die athenische Demokratie im 4. Jahrhundert v. Chr. Vollendung oder Verfall einer Verfassungsform?, Akten eines Symposiums 3.-7. August 1992, Bellagio (Stuttgart 1995) 515-548; N.F. Jones, Rural Athens under the Democracy (Philadelphia 2004) 17-47; R. Osborne, Demography and Survey, in: S.E. Alcock/J.F. Cherry (Hgg.), Side-by-side Survey. Comparative Regional Studies in the Mediterranean World (Oxford 2004) 163-172; A. Moreno, Feeding the Democracy. The Athenian Grain Supply in the Fifth and Fourth Centuries BC (Oxford u.a. 2007) 3-76; G.J. Oliver, War, Food and Politics in Early Hellenistic Athens (Oxford u.a. 2007) 74-112; R. Osborne, Athens and Athenian Democracy (Cambridge/New York 2010) 127-167.

⁶ Siehe J.M. Camp, The Archaeology of Athens (New Haven/London 2001) 66-72. Zu den Befestigungen Athens und ihrer relativchronologischen Abfolge vgl. zuletzt A.M. The-

aufbau des perikleischen Odeion nach der sullanischen Zerstörung als „kleines Bauvorhaben“ (S. 85) zu bezeichnen. Ein Blick in die archäologische Literatur zu Größe und Bauvolumen dieses Gebäudes hätte eine solche Fehleinschätzung leicht verhindern können.⁷

Der folgende Beitrag von CAROLINE RÖDEL behandelt Stiftungen von Römern in Athen von republikanischer Zeit bis in den frühen Prinzipat (S. 95-115). Hier fällt wiederum vor allem der Umgang mit konkreten baulichen und archäologischen Befunden ins Auge, wobei in Folge nur einige markante Beispiele herausgegriffen werden können: So nimmt RÖDEL in der Diskussion zum ‚Ares-Tempel‘ aus Pallene als Auftraggeber für die Versetzung des Gebäudes auf die Athener Agora implizit den Demos an und zieht auch die Zuschreibung an Ares nicht in Zweifel (S. 104f.). Beide Punkte werden allerdings im folgenden Beitrag von ELENA MANGO (S. 134f.) mit Recht korrigiert, da der Zusammenhang zwischen den entsprechenden Inschriften und dem Tempel keineswegs eindeutig gesichert ist. Methodisch nicht haltbar sind des Weiteren die Argumente, die von RÖDEL für die Datierung des Tempels herangezogen werden und hier *in extenso* zitiert werden sollen: „Die Versetzung des Ares-Tempels aus Pallene [...] auf die Athener Agora muss in jedem Fall mit der Erbauung des Odeion in Zusammenhang gestanden haben, da beide Gebäude fast im rechten Winkel zueinander angeordnet sind. Der zum Tempel gehörige Altar steht in Beziehung zu den Achsen von Tempel und Odeion“ (S. 104). Nun ist aber naturgemäß weder die Tatsache, dass zwischen zwei Bauwerken ein rechter Winkel besteht, noch der schlichte Achsenbezug zwischen Altar, Tempel und Odeion von datierender Relevanz. Eine relativ chronologische Beziehung zwischen den Bauten kann nur anhand der Bauabfolge und der stratigraphischen Evidenz ermittelt werden. Der von RÖDEL vorgeschlagene *terminus post quem* (15 v. Chr.) für die Translation des ‚Ares-Tempels‘ auf die Agora entbehrt folglich jeder Grundlage.⁸ Auch die aufgrund des erhaltenen korinthischen Säulenkapitells eindeutig zu postulierende augusteische Bauphase im Olympieion ist RÖDEL offenbar nicht bekannt, da sie für den Tempel eine augusteische Bautätigkeit ohne weitere Begründung ablehnt

ocharaki, The Ancient Circuit Wall of Athens. Its Changing Course and the Phases of Construction, *Hesperia* 80, 2011, 71-156.

⁷ Siehe etwa J. Travlos, *Bildlexikon zur Topographie des antiken Athen* (Tübingen 1971) 387-391; R. Meinel, *Das Odeion. Untersuchungen an überdachten antiken Theatergebäuden* (Frankfurt u.a. 1980) 135; G.C. Izenour, *Roofed Theaters of Classical Antiquity* (New Haven/London 1992) 30-35; J.M. Camp, *The Archaeology of Athens* (New Haven/London 2001) 100f.

⁸ Vgl. dazu die wesentlich differenziertere Darstellung des baulichen und stratigraphischen Befundes durch ELENA MANGO im selben Band (S. 132-134).

(S. 103).⁹ Zur Stiftungstätigkeit von östlichen Königen im Kontext des Olympeion-Projektes ist schließlich zu lesen, „dass es eine solche Stiftung ohne die veränderten politischen Verhältnisse [augusteischer Zeit] nie gegeben hätte“ und somit „[d]ie Sponsorenrolle der Klientelkönige in Athen [...] exemplarisch die außenpolitische Linie des Augustus in dieser Zeit wider[spiegle]“ (S. 109). Da sich diese Entwicklung aber bereits im zweiten Viertel des 1. Jhs. v. Chr. mit dem Wiederaufbau des perikleischen Odeion durch den kappadokischen König Ariobarzanes II. (siehe die Beiträge von MANGO und RATHMANN im selben Band) nachweisen lässt, ist ein solcher expliziter Bezug auf die Politik des Augustus eher unwahrscheinlich.

Diese Einseitigkeit der Quellenauswahl und -auslegung wird im anschließenden Beitrag von ELENA MANGO zu Erinnerungsräumen im Athen des 1. Jhs. v. Chr. in hervorhebenswerter Weise überwunden (S. 117-155). Die eminenten Qualitäten liegen dabei gerade in der Zusammenführung von literarischen, epigraphischen und archäologischen Befunden, die immer auch kritisch hinterfragt und gedeutet werden. So wird etwa die Zuweisbarkeit von Bauten an bestimmte Stifter auf methodischer Ebene diskutiert (S. 139) und am ‚Agrippa-Odeion‘ exemplarisch eine balancierte Kombination aus funktionaler, politischer und sozialer Interpretation entwickelt (S. 142f.). Da aber auch MANGO den Schwerpunkt ihrer Darstellung auf die Athener Agora legt, ist zu konstatieren, dass der gesamte erste Abschnitt des Bandes den „urbanistischen Kontext“ der Akropolis nur äußerst selektiv in den Blick nimmt. Der Fokus liegt bei allen drei Beiträgen auf der monumentalen Architektur einiger weniger öffentlicher Plätze, keineswegs aber auf dem städtebaulichen Gefüge Athens und seiner diachronen Entwicklung. Außerdem fällt in chronologischer Hinsicht auf, dass der erste Abschnitt nur bis in augusteische Zeit geführt wurde, die im Titel des Bandes enthaltene „Kaiserzeit“ also bloß eine randständige Rolle in der Darstellung spielt.

In Abschnitt 2 („Die Akropolis als religiöser Raum“) widmet sich zunächst JAN MARIUS MÜLLER (S. 157-217) der Votivpraxis auf der nachklassischen Akropolis. Der Beitrag umfasst zugleich einen umfangreichen Katalogteil (S. 176-213). Anhand einer Materialbasis von 60 Weihgeschenken mit namentlicher Nennung der Athena versucht MÜLLER, die Variationsbreite der Epitheta vom 4. Jh. v. Chr. bis in die Kaiserzeit nachzuvollziehen und kulturhistorisch auszuwerten. Eine kurze Einleitung ist dem Aussehen der Weihungen gewidmet (S. 169-172), wobei aus den Resten mechanischer Verbindungen

⁹ Zu dem augusteischen Kapitell des Olympeion siehe W.-D. Heilmeyer, *Korinthische Normalkapitelle*, 16. Ergh. RM (Heidelberg 1970) 57-59; R. Tölle-Kastenbein, *Das Olympeion in Athen* (Köln u.a. 1994) 156-158.

(Verzapfungen, Dübel, Einlassungen) sowie den Bearbeitungsspuren an den Oberseiten der erhaltenen Basen mit der gebotenen Vorsicht auf die ursprüngliche Gestalt der Statuen geschlossen wird. Diesem Vorgehen vergleichbar ist die Untersuchung der Arrhephoren-Weihungen im folgenden Beitrag von RICARDA SCHMIDT (S. 219-232). Der Frage nach der Ikonographie der verlorenen Bildwerke wird, nach einem kurzen Überblick über Aufstellungskontexte (S. 223f.) und Typologie (S. 224f.), ebenfalls hauptsächlich durch Beobachtungen zu den Oberseiten der Basen nachgegangen. Unklar bleibt, warum bei der kapitelförmigen Basis IG II/III² 3554 das Gewand der Statue „bis auf die Basis hinabreichte und nahezu deren gesamte Oberfläche bedeckte“ (S. 227). Die entsprechende Abbildung (Taf. 29, Abb. 2) liefert diesbezüglich auch keine Aufschlüsse, da Glättungsspuren aufgrund der mäßigen Druckqualität nicht zu erkennen sind und auf eine zeichnerische Wiedergabe verzichtet wurde. In der Beschreibung im Katalogteil von MÜLLER liest man lediglich, dass „die Oberseite mittelgrob gespitzt“ sei (S. 196 Kat. Nr. 2.14). Daraus kann aber *per se* noch kein bodenlanges Gewand abgeleitet werden. Zwar zeigt etwa die Basis Kat. Nr. 2.16 (Taf. 31, Abb. 5. 6) im Vergleich eine feinere Glättung der Oberseite, doch könnte durchaus auch die Höhe der ursprünglichen Anbringung für die Sorgfalt in der abschließenden Oberflächenbearbeitung ausschlaggebend gewesen sein. Problematisch ist schließlich auch der Analogieschluss, den SCHMIDT zwischen den Basen auf der Akropolis und den Statuenweihungen im sogenannten Oikos K im Asklepieion von Messene anstellt, um das ursprüngliche Aussehen der Arrhephorenstatuen zu rekonstruieren: Der Vergleich von erhaltenen Statuen (auf Basen) mit nur hypothetisch erschlossenen Statuen (auf Basen) kann methodisch nicht überzeugen; zielführender wäre naturgemäß der Vergleich von erhaltenen statuentragenden Basen mit erhaltenen statuenlosen Basen gewesen.

Den dritten Abschnitt („Die Akropolis als politischer Raum und Erinnerungsort“) eröffnet RICCARDO DI CESARE, der eine solide Zusammenstellung der Baumaßnahmen auf der Akropolis vom frühen Hellenismus bis in die mittlere römische Kaiserzeit bietet (S. 233-250). Im ersten Teil, der sich den hellenistischen Bauprojekten widmet, wird zunächst die ostentative Wiederverwendung von Architekturteilen nach dem Persersturm in eine Linie mit der späteren Stiftungspolitik der Attaliden und Seleukiden gestellt. Ausgehend von der Schildweihung Alexanders des Großen nach der Schlacht am Granikos arbeitet DI CESARE auch für die Galateranatheme und das Gorgoneion des Antiochos III. oder IV. einen topographischen Sinnbezug auf die Perserkriege heraus (S. 234f.). In den attalidischen Pfeilermonumenten erkennt er wohl zu Recht eine ideologische Okkupation des Panathenäenweges (S. 236). In Hinblick auf das spätere 1. Jh. v. Chr. werden vor allem die Kolossalstatuen des

Marc Anton und der Kleopatra sowie die Aufstellung von Statuen für die Caesarmörder neben der Tyrannentötergruppe auf der Agora thematisiert (S. 236-242). Danach geht DI CESARE auf die augusteischen Bauprojekte auf der Akropolis ein und führt die Errichtung des Monopteros sowie die Renovierung des Erechtheion auf die Erneuerung und ostentative Pflege alter Kulte durch Augustus zurück, wie sie ja auch in den *Res Gestae* zum Ausdruck gebracht wurde (S. 238-240). Die Vermutung, der Bau des Monopteros habe zugleich zum Ziel gehabt, die Fassade des Parthenon – und damit Athena selbst – zu verdecken (S. 239), kann allerdings angesichts der geringen Dimensionen des Rundtempelchens kaum überzeugen.

Mehrere Blöcke eines monumentalen Kranzgesimses mit Eierstab und Astragal, die bislang zumeist der Statuenbasis der Athena Promachos zugeordnet wurden, möchte DI CESARE schließlich einem Altarbau augusteischer Zeit zuweisen. Gegen eine solche Deutung lassen sich jedoch gleich mehrere gewichtige Argumente anführen: So wurden die Blöcke nicht nur auf der Akropolis, sondern etwa auch bei der Bibliothek des Hadrian gefunden. Wenn DI CESARE dennoch die „Bewegungsrichtung“ der Bauteile aufgrund des leichteren Transports „zweifelsohne“ als von der Akropolis ins Tal gerichtet postuliert (S. 214), so widerspricht dies dem auch von SOPHIA ANEZIRI im selben Band (S. 274) geäußerten Umstand, dass unmittelbar nach der Gründung des griechischen Staates antike Bauglieder aus dem gesamten Stadtgebiet gezielt auf die Akropolis gebracht und hier gesammelt wurden. Die Provenienz der Stücke ist letztlich also nicht mehr zu klären. Aber auch die von DI CESARE vorgeschlagene Rekonstruktion des vermeintlich augusteischen Monumentaltars (Taf. 40, Abb. 16. 17) lässt sich anhand des Befundes der Bauteile (Taf. 38, Abb. 11) nicht bestätigen. Gegen die Positionierung der Gesimsblöcke als Bekrönung einer Altarumfassung sprechen erstens die mechanischen Verbindungen: Wären tatsächlich jeweils zwei an den Rückseiten aneinanderstoßende Blöcke in der Mauerkrone positioniert gewesen, so müssten gemäß antiker Praxis an den Bauteilen nicht nur Verklammerungen zu den seitlichen Stoßflächen, sondern auch zur Rückseite hin vorliegen. Dies ist aber eindeutig nicht der Fall. Zweitens zeigt sich auf der Vorderkante des Oberlagers ein etwa 0,25 m breiter, fein geglätteter Streifen. Nur das rückwärtige Drittel der Blöcke war also im ursprünglichen Aufbau von einer hinter diesen Streifen zurückspringenden Steinlage bedeckt. Für die in DI CESARES Rekonstruktion stattdessen angegebene, leicht vorkragende Deckplatte fehlt hingegen jede Evidenz. Die Vorstellung eines augusteischen Altarbaus auf der Akropolis bleibt zwar weiterhin ein reizvolles Gedankenspiel, kann anhand der verfügbaren Bauteile in der hier vorgestellten Weise jedoch nicht plausibel gemacht werden.

Der folgende Beitrag von ANDREAS SCHOLL widmet sich der Bewahrung von Weihgeschenken aus der Zeit vor dem Persersturm und ihrer Überlieferung bei Pausanias (S. 251-269). Allerdings vermisst man, gerade im weiteren Kontext des Bandes, eine spezifische Würdigung von Aspekten wie bewusst gepflegter Altertümlichkeit oder inszenierter Vergangenheit, die in der knappen Zusammenfassung (S. 262f.) nur oberflächlich angerissen werden.¹⁰ Stattdessen stellt SCHOLLS Beitrag eine reine Aufzählung mehrerer von Pausanias erwähnter Monumente dar, die auf eine tiefere Ausdeutung des präsentierten Materials verzichtet. Der Eindruck einer gewissen thematischen Beliebigkeit wird durch auffällige Doppelungen zwischen Fließtext und Anmerkungsapparat noch verstärkt (so die in S. 263 Anm. 65 fast wortgleich wiederholte Formulierung zu den Schlachten der Perserkriege auf S. 263).

Der abschließende Abschnitt „Statuarische Weihungen und Ehrenstatuen auf der nachklassischen Akropolis“ umfasst die Beiträge von SOPHIA ANEZIRI (S. 271-302), CATHERINE M. KEESLING (S. 303-327) und RALF KRUMEICH (S. 329-398), die eigentlich komplementär zu lesen sind, da sie sich nicht nur thematisch überschneiden, sondern zu einem großen Teil auch dasselbe Material behandeln. Dadurch wird am Beispiel der Athener Akropolis ein differenzierter Einblick in den aktuellen Forschungsstand zur Praxis antiker Statuenweihungen entwickelt, der auch Raum für divergierende Interpretationen und Diskussionsansätze bietet. Allein bei den im Tafelteil inkludierten Zeichnungen der Weihgeschenke und Statuenbasen ist bedauerlich, dass zumeist nur Vorder- und Hinterseite der Blöcke im Druck wiedergegeben wurden, obwohl die Nebenseiten mit Sicherheit noch potenzielle Information über die ursprüngliche Aufstellung bzw. eventuelle sekundäre Kontexte geboten hätten.

Zusammenfassend zeichnet den vorliegenden Band trotz aller Kritik im Detail vor allem der Versuch aus, die Beschäftigung mit der Athener Akropolis der nachklassischen Zeit wieder ins Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit zu rücken. Die zentrale Rolle, die dabei den Statuenbasen und Weihungen zukommt, liegt nicht zuletzt darin begründet, dass die Publikation aus einem entsprechenden Projekt hervorgegangen ist (S. 32f.). Freilich hätte es sich angesichts der oben vorgestellten Gliederung in Abschnitte auch angeboten, abseits von Denkmälern, Statuen und ideologisch-politischen Interpretationen, einen weiteren, explizit architekturgeschichtlichen und befundorientierten Schwerpunkt auf die bauliche Entwicklung der Akropolis im Hellenis-

¹⁰ Gerade in Hinblick auf die „Entdeckung der Geschichte im Athen des 5. Jhs. v. Chr.“ (S. 263) wäre ein Verweis auf die maßgeblichen Arbeiten von Nicole Loraux angebracht gewesen, siehe bes. N. Loraux, *The Invention of Athens. The Funeral Oration in the Classical City* (New York 2006) 189-217. 407-420.

mus und in der Kaiserzeit zu legen. Renovierungen und Instandhaltungen wären schließlich von ebenso großem Interesse wie Neubauten, und auch die Rekonstruktion des jeweiligen urbanistischen Kontextes sollte sich nicht allein in der Darstellung der Athener Agora bis in die frühe Kaiserzeit erschöpfen.

Diese Forderung nach einem weiteren thematischen Schwerpunkt soll freilich nicht die Qualität des besprochenen Bandes schmälern, der, nicht zuletzt aufgrund der Erschließung neuen Materials, der umfassenden bibliographischen Informationen und der aufwändigen Ausstattung des Abbildungsteils, einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Akropolis von Athen darstellt.

Dr. Dominik Maschek
Technische Universität Darmstadt
Fachgebiet Klassische Archäologie
El-Lissitzky-Straße 1
D-64287 Darmstadt
E-Mail: dmaschek@klarch.tu-darmstadt.de

Nadin BURKHARDT – Rudolf H.W. STICHEL (Hgg.) Die antike Stadt im Umbruch. Kolloquium in Darmstadt, 19. bis 20. Mai 2006. Wiesbaden: Reichert Verlag 2010, 288 S., 86 s/w-Abb., 13 farb. Abb.

Since the study of Late Antiquity evolved in the last few decades into an important research topic, several publications have been dedicated to the late antique city, resulting in lively discussions on 'decline' and 'transition'¹. In line with this evolution Late Antiquity has recently been the central theme of several conferences and workshops, dealing with specific study themes of Late Antiquity as a whole², focussing on a particular time period³ and/or dedicated to well-defined geographical areas⁴.

The present volume takes a place among these recent studies. *Die antike Stadt im Umbruch*, edited by Nadin Burkhardt and Rudolf H.W. Stichel, consists of a compilation of the fourteen papers (all in German) that were presented at the homonymous colloquium, organised on 19 and 20 May 2006 by the section 'Klassische Archäologie' at the Technische Universität Darmstadt. Due to practical problems (cf. *Vorwort*) the conference proceedings were only published four years later, in 2010, by Reichert Verlag Wiesbaden.

As indicated by the editors in the introduction (*Einleitung*) urban development in Late Antiquity formed the central topic of the conference and is, consequently, also the main theme of the final publication. Central research questions addressed at the colloquium and in the published volume range from the changes central spaces and streets underwent in Late Antiquity, over the way people dealt with older structures, to the new elements (e.g. newly-developed building types) that characterised the public and private realm. The focus is not only on urbanistic and architectural features, but also on ideological,

¹ Examples include J.H.W.G. Liebeschuetz (2001) The uses and abuses of the concept of 'decline' in later Roman history, or was Gibbon politically incorrect?, in L. Lavan (ed.) (2001) *Recent Research in Late-Antique Urbanism*, JRA Supplement 42, Portsmouth, Rhode Island, 233-238; M. Whittow (2003) Decline and fall? Studying long-term change in the East, in L. Lavan and W. Bowden (eds.) *Theory and Practice in Late Antique Archaeology*, Late Antique Archaeology 1, Leyden, 404-418.

² E.g. *Regionalisation and the Integration of the Mediterranean World in Late Antiquity*, Heidelberg and Frankfurt, 2010; *Shifting Political Frontiers in Late Antiquity*, Penn State University, 2011; *Between Heaven and Earth: Law, Ideology, and the Social Order in Late Antiquity*, Manchester, 2012.

³ E.g. ROCT (Roman Craft and Trade) Conference: *Production and Prosperity in the Theodosian Age*, Leuven, 2010; *Constantine and the Constantinian Dynasty: The Constantinian Innovation, Its Origins and Development*, Rome, 2013.

⁴ E.g. *Pagans and Christians in Late Antique Rome: Interpreting the Evidence*, Rome, 2012.

political and religious aspects as reflected by individual buildings and building programmes. In addition, the colloquium and proceedings aim at answering the question whether changes in the late antique city were local developments or rather had a regional or even supra-regional character.

The final result of the discussion of these issues is a heterogeneous volume, which lacks balance from various points of view. First of all there is a geographical inequality. Although the editors stress the incorporation of papers dealing with the late antique city in both the Western and Eastern Mediterranean (p. 10), the West, which is – except from some references to Northern Africa – actually limited to Rome and Italy (Ostia, Puteoli, Northern Italy), clearly takes a predominant position with seven contributions (on a total of fourteen) versus four dedicated to the East (Athens in Greece; Ephesos and Blaundos in *Asia Minor*; Palestine). Another discrepancy is related to the type of source material used for the study of the late antique city in the individual papers. Although several authors incorporate literary and/or epigraphical sources in their contributions next to archaeological data, material evidence clearly forms the main source category (twelve papers). As a result, the two last papers, which are discussing written sources, and especially Dietrich's paper on *christliche Festkultur*, give the impression not to be integral parts of the volume, but to form a somewhat disconnected 'appendix'. Apart from this, *Die antike Stadt im Umbruch* is also imbalanced concerning the quality and originality of the papers. Whereas several articles lack depth, others are, in contrast, too detailed. Besides, some contributions are resuming and gathering ideas and data that have previously been published elsewhere by other scholars and have in the meantime become wide-spread opinions. Consequently, more than once the reader experiences a *déjà vu*.

In the introduction to the volume (*Einleitung*) editors **Nadin Burkhardt** and **Rudolf H.W. Stichel** place the issue of the 'Stadt im Umbruch' within its broader chronological and geographical framework and discuss it against the background of current research on the topic. A short overview of the various contributions in the volume is sketched, summarising the general ideas presented on the colloquium.

After this the actual volume starts with a study by **Hauke Ziemssen** on the changes the city centre of Rome underwent during the reign of Maxentius (*Roma Auctrix Augusti. Die Veränderungen des römischen Stadtbilds unter Kaiser Maxentius [306-312 n. Chr.]*). This contribution, which concentrates on the Imperial interventions of a very specific and short period of Roman history, is the first of a row of seven papers in which Italy takes a central place. Two

large building projects that were realised by Maxentius in the centre of Rome form the focus of the paper: the Maxentius *Basilica* on the *Forum Romanum* and the rebuilt Temple of Venus and Roma near the *Colosseum*. By presenting architectural, numismatic-ideological and urbanistic elements related to these two buildings the author illustrates how Maxentius applied already existing forms and ideas in a new way to the city of Rome. Ziemssen states that Maxentius was in some aspects in line with the Tetrarchs (as e.g. expressed by the titulature and iconography of his coins). On the other hand, he differed from his Tetrarchic predecessors because he applied the idea of rulership and the Tetrarchic ideology on the city of Rome, and not on a newly-created capital. In particular, Maxentius used new architectural shapes (e.g. the *Basilica* of Maxentius, which functioned as imperial reception hall and was thus linked with the large Tetrarchic palace *aulae*) to display his presence in the old capital.

The city of Rome is also the starting point of **Wolfgang Messerschmidt**, who discusses in his paper *Res publica und Res privata. Repräsentation auf spätantiken Fora im Spannungsverhältnis zwischen privaten Ansprüchen und öffentlichen Anforderungen* the ‘de-urbanisation’ and decline of the late antique city by using the *forum* and *agora* as indicators for this complex development. The author combines archaeological evidence, juridical texts and epigraphical documents to point out that privatisation of the public *forum/agora* was one of the most conspicuous aspects in the late antique city and illustrates this by means of the situation at Rome, at Cyrene and in cities of Northern Africa. In late 4th and early 5th century Rome public *fora* reserved for the rulers’ representation co-existed with private *fora*, which were – sometimes in previously public areas – built by members of the senatorial aristocracy and functioned as symbols of private representation. In North African cities with double-*fora* (e.g. Mactaris and Cuicul) one of the two *fora* kept its public, representative character for a long time, whereas the other one largely lost its public role by being reduced due to encroachment by private structures. Finally, the example of Ephesos in *Asia Minor* is discussed to illustrate the loss of importance of the *agora* and the shift of attention to the main streets of the late antique city. For this paper the author owes a lot to the study of F.A. Bauer on late antique *fora* in Rome and that of C. Kleinwächter on public spaces in the cities of Northern Africa.

With the paper of **Ulrich Gehn**, *Spätantike Ehrenstatuen in Italien – Einige Beispiele aus Rom und Puteoli* the focus is again on Italy, this time with Puteoli and Rome as case studies. The specific topic of statuary display, whose role diminished from the mid 3rd century AD onwards, forms the starting point to underscore some changes and evolutions in the late antique urban landscape. The author discusses in a very detailed way some examples of

statues from Puteoli (*Mavortius* and *Aemilianus*) and points out that in Mid 3rd century AD Puteoli three groups of city dwellers were still honoured as benefactor by the *regions* or entire city with statues and dedication inscriptions: governors, patrons from the aristocratic aristocracy and men with equestrian status from the local upper class. On the other hand, in Rome, where the number of statue attestations for the Post-Diocletian Period was clearly reduced in comparison with the Imperial Period, statues were erected for the Imperial family and for senatorial patrons. The article subsequently includes an excursion on the presence of senators in the urban landscape of Rome and on their luxurious private dwellings, which often formed the framework of senatorial statue display both towards clients and members of the same socio-political class (house of the *Valerii*; statues of the so-called '*Consules*').

The aspect of private housing, which was already touched upon in the paper of Ulrich Gehn, forms the central theme in the next contribution by **Jochen Griesbach**: *Domus and villae der Spätantike: veränderte 'Lebensräume' in Rom und Umgebung*. The archaeological evidence for *villae* of the urban aristocracy of Rome indicates that in Late Antiquity occupation activities on *villa* sites diminished and *villae* lost their earlier luxurious and representative character. Apart from Imperial *villae* and some exceptions in the suburbs of Rome, aristocrats seem to have had hardly any interest in maintaining older *villae*. The letters of Q. Aurelius Symmachus confirm this archaeologically attested preference for *villae* in suburbs. The author then points out that, although the late antique senatorial aristocracy in general possessed more real estate than before, only few *villae* attest large investments in the representative appearance of the buildings, since urban houses were considered more important for social representation. This is followed by a discussion of late antique urban *domus* in Rome, which were in large numbers newly built in the late 3rd and early 4th centuries AD and, moreover, started to appear in zones that were previously dominated by public buildings. The paper ends with the role of private church foundations in the context of the *domus* and *villa* from the 5th century AD onwards.

With **Annette Haug's** paper *Städtische Zentren im spätantiken Norditalien* the focus shifts to the cities of Northern Italy. However, the title does not cover the subject, since the article actually consists of a detailed overview of Aquileia in Late Antiquity, based on archaeological, epigraphical and literary sources. The author starts with identifying Imperial Aquileia as a 'polycentric' city centre, enclosing several centres, each with its own characteristics and functions. By means of a discussion of the 4th and 5th century AD situation she illustrates how Late Antiquity saw a clear change in the meaning and role of each of

these centres, mainly as a result of the growing influence of the Church. Whereas the *forum* of Aquileia was in the 4th century AD still architecturally and functionally in line with the Imperial tradition, it was in the 5th century AD abandoned and excluded from the newly-walled city centre. Additionally, the loss of importance of official institutions (e.g. priest colleges) resulted in the gradual abandonment of the buildings related to these institutions on the *forum*. Commercial activities may subsequently have taken place on other market places, while also secondary centres existed. Apart from the pre-existing centres in Aquileia new centres were created, including a bishop's complex, a new *horreum* and a series of market places. However, as in other North Italian cities especially the construction of cathedrals changed the urban landscape of Aquileia.

In line with the previous paper, *Benjamin Streubel's* contribution *Ostia – Entwicklung und Visualisierung der Geländeneiveaus im Stadtraum* offers a case-study of a single Roman city in Italy. His research on Ostia during Late Antiquity integrates the study of level changes within the city and the building history of Ostia based upon published data, recent excavations and his own field work. The general development of the city and its individual complexes is outlined by means of a number of areas within the town. For the occupation phases of each building under discussion level heights, as well as a short occupation history are provided (Macellum and Insula I, x, 3: 1st half of the 3rd century BC to late 4th-early 5th centuries AD; Hercules sanctuary: 1st century BC to late 4th century AD; Magna Mater: Mid 1st century BC to 3rd century AD; Porta Marina: 1st century BC to Severan Period; Area of the theatre: late 2nd century BC to 1st half of the 5th century AD; Via del Sabazeo: Severan Period into the 7th century AD). Unfortunately, rather than pointing out elements of change and continuity in late antique Ostia, this paper gives a general overview of the occupation history of the city, without a specific focus on Late Antiquity. The very specific discussion of individual buildings and differences in the occupation levels throughout the centuries does not really contribute to answering the central research questions of the colloquium and is, consequently, a bit misplaced in this context.

In contrast, the next contribution by *Axel Gering* (*Genußkultur und Ghettobildung: Ist Ostia repräsentativ für spätantike Metropolen?*), which also deals with Ostia, does focus – in correspondence with the conference topic – on the late antique phase of the city. The central question of this paper is whether late antique Ostia can be considered representative for the late antique situation in other cities. Unfortunately, the author's attempt to place Ostia in the broader framework of other late antique cities is very limited (short comparison with Ephesos). Notebooks and photographs of old excavations (esp. 1938-1941) are used to point out the differences between 2nd century and 4th century AD

Ostia. After having listed three main characteristics of change, Gering discusses them one by one more extensively in the second, main part of the paper, which, however, contains a lot of overlap. First, in Late Antiquity the main street of the city, the *decumanus*, was transformed into a public 'show-case' by the construction of porticoes, squares and fountains. Second, whereas in the High Imperial Period various house types had co-existed in the same quarters, late antique Ostia saw the appearance of socially differentiated living quarters. Third, late antique Ostia was transformed from a trade and production centre to a regional amusement and service centre.

In her paper *Nymphäumsräume: Neue Treffpunkte in der spätantiken Stadt* **Andrea Schmölder-Veit** uses a specific, badly-known building type, the 'courtyard fountain'⁵ to illustrate social changes in the late antique city. It concerns here publicly accessible roofed buildings or porticoed courtyards with varying ground plans, which were generally closable by doors. Although generally occurring on the main streets of cities, this type of building often had a rather plain facade, in contrast to its rich interior decoration that consisted of water, marble and statuary. The author links the late antique appearance of 'courtyard fountains' with changes that started to take place from the Severan Period onwards. In this time the public *nymphaeum* lost its practical function as deliverer of water for practical use and was reduced to a representative building. In association with social changes in Late Antiquity Andrea Schmölder-Veit explains the 'courtyard fountains' as meeting places for the local elite that were characterised by the same luxurious elements as the *nymphaea* in the private upper class *domus*. They thus took over the function of earlier public baths and latrines. The article ends with a description of the four 'courtyard fountains' that are known thus far, including a description of their setting in the city landscape, dimensions and decoration (so-called *Ninfeo degli Eroti* and the courtyard fountain at the *Bivio del Castro* in Ostia, the courtyard fountain at Sufetula and the one at Ephesos).

With the contribution of **Nadin Burkhardt** (*Zwischen Erhaltung und Gestaltung – Das Straßenbild Athens in der Spätantike*) the discussion entirely shifts to urban life in the Eastern Mediterranean. The author intends to point out elements of continuity and change in the late antique city on the basis of a study of the street network in Athens, considering interventions in the street landscape on private and public initiative as reflections of social developments. In a short historical overview of late antique Athens three main phases are discerned: the last quarter of the 3rd century AD with the construction of the Post-Herulian wall, the re-extension of the city in the 5th century AD and

⁵ I am grateful to Julian Richard for the English term to identify this particular type of *nymphaeum*.

the 6th century AD with new fortification works, the transformation of pagan sanctuaries into churches and the creation of burial areas within the city. The author then discusses three types of streets: the richly developed main street ('Prachtstraße'), the procession street (Panathenaic Road) and streets within residential quarters. The course of each street is followed and the development of various areas and constructions located between its beginning and end point discussed for the 3rd to 5th centuries AD, which Burkhardt considers from the point of view of city structure still a period of continuity. In a separate section the focus is on the 6th century AD, when new processes, such as the encroachment of porticoes and streets by private buildings and church construction, led to a new urban landscape.

After Greece, *Asia Minor* forms the focus of attention in the two next papers. With **Jesko Fildhuth's** contribution on the 'Kuretenstraße' at Ephesos (*Die Kuretenstraße in Ephesos während der Spätantike*) street infrastructure is taken once again as an indicator for the developments and evolutions the city underwent in Late Antiquity. The study is based on five case studies taken from the 'Kuretenstraße'. These include three late Hellenistic or Roman monuments that were modified during Late Antiquity: the 2nd century BC 'Heroon', the 2nd century AD Hadrian's Gate and the Hadrian's Temple, dating to the Trajanic/Hadrianic Period. These already existing buildings are confronted with two porticoes that were entirely newly built in Late Antiquity: the 'Kuretenhalle' (second half of the 5th century AD) and the 'Alytarchenstoa' (presumably early 5th century AD). A chronological overview of the late antique building phases of the 'Kuretenstraße' shows that rebuilding and new construction took place over a time period of three centuries, with the main building activity in the 5th century AD. Typical aspects of the late antique building interventions on the 'Kuretenstraße' included the preservation of the appearance and function of older buildings, the addition of extra ornamentation, the increase of the number of fountains and the construction of new porticoes, in order to increase the representative character of the street. Finally, the author touches upon the influence of Christianisation on the urban landscape.

After this contribution dealing with the capital of *Asia*, the paper of **Axel Filges** discusses the late antique and Byzantine situation in the smaller town of Blaundos in *Phrygia* (*Zum Aussagepotential ruinöser Mauern. Bevölkerung und Bebauung im spätantiken und byzantinischen Blaundos [Phrygia]*). The article intends to illustrate that the analysis of surface remains can provide information on socio-demographic and political aspects. After a short overview of Blaundos during the Hellenistic and Imperial Periods, Filges discusses the available evidence for late antique Blaundos and picks out the surface

remains of the city wall, which only included part of the earlier city, and private houses for further discussion. Filges' conclusion that the temple, theatre and aqueduct that were not included in the new city circuit must have got out of function contradicts evidence from other sites where areas outside the reduced walled urban area remained in use. Also his presumption that elite houses were deliberately included in the wall circuit at the expense of lower class dwellings seems odd, given the fact that upper houses continued to be built outside the fortified city area elsewhere. Finally, the author applies some research questions of the conference on Blaundos and confronts the city with the actual research on the late antique city. He states that late antique changes at Blaundos could be explained as the result of the retreat of the city dwellers from public-political activities to non-urban private life (together with a movement to the *chora*).

The paper by **Stefanie Hoss** (*Die spätantike Blüte römischer Thermen in Palästina*) brings the focus to *Iudaea-Palestina*, and appears in the context of the publication as an isolated contribution on the late antique Near East. As the result of cultural and religious elements, such as the ban of human and animal image representation (mosaics, paintings, statues) and the issue of nudeness, public Roman baths appeared in this area mainly only from the late 2nd-early 3rd century AD, when the increasing urbanisation and strong Romanisation of the population allowed their construction. The full development of the Roman bath in this area can thus be considered a late antique phenomenon. The author elaborates on the contemporary Jewish literature, the Talmud, in which information on baths and their decoration (e.g. ban on images) and bathing practices (e.g. *balnea mixta*, women and bathing) is found. This is followed by the presentation of the archaeological evidence for a regional bath type in Palestine that occurred from early Late Antiquity onwards but particularly flourished in the Byzantine Period. During the Byzantine Period baths also became substantial elements of monasteries. This brings Hoss to the late antique Christian literary sources and the Christian attitude towards bathing, which include the condemnation of mixed bathing, bathing for pleasure and *luxuria* in general.

Finally, the last two papers, both dedicated to late antique written attestations, stand a bit on their own in the volume. In his contribution *Anmerkungen zum urbanen Lebensstil in der spätantiken Stadt: Die christliche Festkultur bei Maximus I. von Turin* **Holger Dietrich** discusses the religious festivals and feasts of the late antique period. On the basis of available written documents, such as the Roman city calendar of 354 AD and the Church Fathers, the author addresses the questions to what extent late antique feasts and festivities had a

Christian character, which Christian feasts were organised and how Christian feasts related to pagan festivals. The textual sources clearly attest that many Christians kept on being attracted by pagan feasts and festivals. In a reaction to this a Christian alternative was offered by the Church, as much as possible on the same day as the pagan feast. The main part of the paper is dedicated to Maximus, a late 4th-early 5th century AD bishop of Turin, whose sermons contain much information on the feasts of the liturgical year and on Christian customs. The author ends with the general conclusion that a large part of the late antique population was still anchored in the ancient tradition and was a follower of various cults. It would have been good if the practice of – pagan and Christian – feasts and festivals would have been placed better in its urban context in order to illustrate how changes and continuities in religious practice were actually also reflected in city life and the urban fabric.

The last contribution is a – typographically confusing – article by **Matthias Kolbe** on the evidence of late antique *Tyche* sanctuaries (*Historische Quellen zu Tycheheiligtümern in der Spätantike*). The author starts with stating that, although most sanctuaries for local city *Tychai* underwent the same fate as other temples, in some cities the role of *Tyche* continued into Late Antiquity. In Constantinople a *Tyche* temple was even newly built in the 4th century AD in order to place the new city ideologically next to Rome and *Roma*. After this introduction evidence for *Tyche* sanctuaries in Late Antiquity is discussed, with the focus on literary texts (e.g. Caesarea of Cappadocia). The main attention goes to the *Tychaia* of Caesarea Marittima and Alexandria. In the case of Caesarea Marittima iconographical sources, statuary and numismatic evidence help to understand the written evidence. Data on the *Tychaion* of Alexandria are mainly found in the *Ekphraseis* of Libanios and Nikoloas of Myra (second half of the 5th century AD). This section is mainly based on the dissertation of B.D. Hebert on the *Ekphraseis*. The article ends with the question whether *Tychaia* can be identified on the basis of their architectural characteristics, an issue which turns out to be a point of discussion among scholars. In this context the author stresses that the cult of *Tyche* was not always necessarily linked with a monumental building, but could also be performed on another place within the city.

The volume ends with a useful general bibliography, a – rather limited – index, including toponyms, personal names and keywords, a list of illustrations and the actual plates (maps, photographs and drawings) with reference to the belonging contributions.

In conclusion, although the present volume offers a collection of papers that are all individually in a certain way related to the late antique city, the book generally lacks cohesion and coherence due to the heterogeneous character of the contributions. Unfortunately, the book does not entirely meet the expectations a reader has on the basis of the promising and interesting central theme of the conference *Die antike Stadt im Umbruch*.

Assist. Prof. Dr. Inge Uytterhoeven
Koç University
College of Social Science and Humanities
Department of Archaeology and History of Art
Rumelifeneri Yolu, 34450
TR-Sarıyer – İstanbul
E-Mail: iuytterhoeven@ku.edu.tr

Alexandra W. BUSCH, Militär in Rom. Militärische und paramilitärische Einheiten im kaiserzeitlichen Stadtbild. Palilia 20. Wiesbaden: Reichert Verlag 2012, 184 S., 90 s/w-Abb.

Im Fokus der von B. vorgelegten Untersuchung, die eine überarbeitete Fassung ihrer 2004 an der Universität Köln eingereichten Dissertation darstellt, steht mit „der Präsenz militärischer und paramilitärischer Truppeneinheiten im kaiserzeitlichen Rom“ (13) ein lange Zeit nur wenig beachtetes und zumeist nur anhand einzelner Quellen- oder Denkmälergruppen ausschnitthaft bearbeitetes Thema. Die von B. angestrebte zusammenfassende Perspektive verspricht nicht zuletzt dank der erstmals umfassenden Einbindung der archäologischen Quellen neue und weiterführende Ergebnisse.

Das erste Kapitel (17-28) bietet eine pointierte historische Einführung, die mit einem Blick auf das republikanische Heer und die räumliche Strukturierung Roms beginnt. Deutlich wird die besondere Bedeutung des *pomerium* hervorgehoben, das als sakrale Stadtgrenze zumindest ideell das entmilitarisierte Siedlungsgebiet *domi* von der militärischen Bewegungszone *militiae* trennte. Allerdings kam es bereits im Zuge der Konflikte der Gracchenzeit zu bewaffneten Auseinandersetzungen auch innerhalb der Stadt. Den endgültigen Tabubruch bedeutete der Marsch Sullas auf Rom 88 v. Chr., im Zuge dessen bewaffnete Soldaten in Rom eingesetzt wurden. Auch wenn dieser Akt zunächst singulär blieb, führten die innenpolitischen Konflikte des 1. Jhs. v. Chr. immer wieder zu gewalttätigen bewaffneten Auseinandersetzungen im Stadtgebiet, die aufgrund des Fehlens jeglicher staatlicher Sicherheitsorgane kaum zu unterbinden waren. Nichtsdestotrotz stellte die bereits im Jahre 36 v. Chr. von Octavian veranlasste Stationierung von Prätorianern in Rom eine Gratwanderung dar, da sie auf deutlich Vorbehalte in der Bevölkerung stieß. Entsprechend vorsichtig ging der Princeps nach 27 v. Chr. bei der Stationierung weiterer militärischer und paramilitärischer Einheiten in der Stadt vor, um die republikanische Tradition eines entmilitarisierten Roms zumindest scheinbar zu bewahren. Die nun institutionalisierten Prätorianer- und Stadtkohorten wurden zunächst nur teilweise in Rom und zudem dezentral und disloziert stationiert. Nur die *vigiles* erhielten sofort feste Standorte im Stadtgebiet, was vor allem ihren Aufgaben, Brandschutz und Nachtwache, geschuldet war. Auch strukturell bemühte man sich durch die Einführung separater Präфекturen für alle drei Truppengattungen den Eindruck einer staatlichen, nicht direkt durch den Princeps ausgeübten Kontrolle zu erwecken, auch wenn er es natürlich war, der die Präфекten einsetzte. Erst unter Tiberius wurde unter Einfluss des Prätorianer-

nerpräfekten Sejan ein großes befestigtes Lager auf dem Viminal errichtet, in dem die Prätorianer- und Stadtkohorten gemeinsam kaserniert wurden.

Seit dieser Zeit waren in Rom wohl etwas über 10.000 Militärangehörige stationiert. Diese Zahl schwankte naturgemäß im Laufe der Zeit, wobei generell ein leichter Anstieg zu verzeichnen ist. Eine markante Veränderung bedeutete vor allem die unter Septimius Severus erfolgte Verdoppelung der Truppenstärke der Prätorianer, Stadtkohorten und *Equites Singulares Augusti* sowie die zu dieser Zeit erfolgte, erstmalige Stationierung einer Legion auf italischem Boden, genauer der *legio II Parthica* in den nahen Albaner Bergen, so dass sich am Ende des zweiten Jahrhunderts knapp 40.000 Soldaten in und um Rom aufgehalten haben dürften.

Literarische Quellen zum alltäglichen Verhalten der Militärangehörigen und ihrem Verhältnis zur Zivilbevölkerung jenseits von Tumulten und Usurpationen sind rar. Tacitus überliefert, dass die zum Wachwechsel auf den Palatin durch Rom marschierenden Prätorianer als *cohors togata*, also in zivil auftraten, womit er zweifellos eine gewisse Berücksichtigung des *pomerium* hervorheben möchte. Als willkommenes Spektakel für die Bevölkerung und damit ebenfalls positiv bewertet er das in voller Rüstung praktizierte Exerzieren der Prätorianer auf dem den *castra* vorgelagerten und damit außerhalb des *pomerium* liegenden *campus praetoria*. Eine generelle Kritik an der Anwesenheit der Soldaten ist also weder bei ihm noch bei vielen anderen kaiserzeitlichen Autoren zu finden. Ein negatives Bild vom Zusammenleben der Zivilisten und Soldaten zeichnet dagegen der in severischer Zeit schreibende Cassius Dio, der nicht nur für seine Zeit von Zusammenstößen wie Schlägereien berichtet. Wie B. zeigt, muss allerdings gerade hier der Kontext der Quelle besonders berücksichtigt werden, da sich Cass. Dio insgesamt sehr vehement und bisweilen geradezu polemisch gegen die Erhöhung der Truppenstärken und vor allem die Veränderung der Rekrutierungspraxis bei den Prätorianern unter Septimius Severus wendet, weshalb eine bewusste Dramatisierung plausibel vermutet werden darf.

Bestätigen und ergänzen kann B. das bis hierhin gewonnene Bild durch die Einbeziehung der offiziellen stadtrömischen Bildkunst. Die Darstellungen zeigen Soldaten zwar häufig bei Kriegshandlungen außerhalb, aber nur äußerst selten bei Tätigkeiten innerhalb Roms. Als frühesten Beleg führt B. die flavischen Cancellaria-Reliefs an. Es wäre zweifellos interessant, die Frage nach der Präsenz von Soldaten in Darstellungen, die in oder um Rom verortet sind, noch genauer zu untersuchen, wie auch B. selbst bemerkt, doch muss sie dies leider späteren Untersuchungen überlassen. Zusätzliche Erkenntnisse könnten zudem durch eine stärkere Einbeziehung der Münzbilder möglich werden.

Das zweite Kapitel (29-110) ist einer eingehenden Untersuchung der in Rom nachgewiesenen, militärisch genutzten Unterkünfte gewidmet. Am Anfang steht mit den *castra praetoria* die besterhaltene und größte derartige Anlage, die 21-23 n. Chr. außerhalb der Servianischen Mauer in erhöhter Position auf dem Viminal, in einem zuvor nur locker mit Gräbern belegten Areal zwischen Via Nomentana und Via Tiburtina errichtet wurde. Zunächst nimmt B. die Umfassungsmauer in den Blick, an der sich sechs Bauphasen differenzieren lassen. Deren zusammenfassende Beschreibung ist allerdings etwas sehr knapp geraten, zumal sich B. zwar auf die ältere Phaseneinteilung nach Richmond beruft, dessen Datierungen aber nur teilweise folgt. Kurz zusammengefasst besteht die in tiberischer Zeit errichtete Mauer aus einem Gusskern mit einer äußeren Schalung aus gebrannten Ziegeln und einer inneren aus *opus reticulatum*, die gleichzeitig als Rückwand einer Reihe direkt an die Mauer anstoßender Räume fungierte. Letztere waren tonnenüberwölbt und trugen den Wehrgang. Die äußere Schale war zudem mit Zinnen versehen, inklusive derer die Mauer eine Höhe von ca. 5 m erreichte. Die Mauer besaß an den Ecken und an den Seiten mehrere, nur 30 cm aus dem Mauerverband vorspringende Türme. In Phase 2, die zeitlich nicht genauer einzugrenzen ist, wurden einige der Zinnen entfernt und die nun größeren Zwischenräume vermauert, so dass wohl eine durchgehend höhere, aber zinnenlose Mauer entstand. In Phase 3, die aufgrund des verwendeten Ziegelmaterials etwa severisch datiert werden kann, wurden die Mauern um 2 m erhöht und neue Zinnen angelegt. In einer nicht näher datierbaren vierten Phase wurden mindestens das Nord- und das Osttor baulich verändert, indem Fenster im oberen Bereich eingefügt wurden, was einen repräsentativeren Eindruck, aber auch einen geringeren fortifikatorischen Nutzen zur Folge hatte. Auch wurden einige zusätzliche Türme errichtet, die allerdings nicht vor die Fassade vorspringen. In der fünften Phase wurde das Lager in die aurelianische Mauer eingebunden. Dabei wurden die Mauern erneut um 2-3 m erhöht, so dass sie insgesamt eine Höhe von 9 m erreichten. Auf den noch immer unveränderten tiberischen Fundamenten lastete somit ein sehr hohes Gewicht, weshalb an mehreren Stellen Verstärkungen an die Außenmauer angesetzt wurden. Um den Mauerring zu schließen, wurden das Nord- und Osttor zugemauert. Zudem wurden zusätzliche Türme von außen an die Mauer angesetzt. Nicht genauer datierbar sind die in einer sechsten Phase erfolgten Reparaturen in *opus listatum*. In keiner Phase erhielt das Lager ein vorgelagertes Grabensystem.

Im Grundriss folgt die Anlage der bekannten Spielkartenform mit abgerundeten Ecken, weist aber abweichend eine unregelmäßige und in der Forschung sehr unterschiedlich interpretierte Ausbuchtung im Süden auf. Anhand überzeugender Detailbeobachtungen kann B. plausibel machen, dass diese Aus-

buchung einer späten Umbauphase zuzurechnen ist, weshalb der tiberische Grundriss wohl tatsächlich regelmäßig war. Bezüglich der viel diskutierten Frage, welches Tor als *porta praetoria* anzusprechen ist, die üblicherweise zum Feind ausgerichtet war, kann B. anhand von Beobachtungen an der Innenbebauung plausibel machen, dass ursprünglich die Nordseite die Praetorialfront bildete, die allerdings in aurelianischer Zeit bei Einbindung in die Stadtmauer nach Westen verlegt wurde.

In der Folge untersucht B. die Innenbebauung detaillierter. Auch hier vermag sie mehrere Bauphasen zu differenzieren, wobei als Hauptkriterium für ihre relative Chronologie die Mauerwerkstechnik dienen muss, da die bisherigen Grabungen nur lückenhaft publiziert sind und Stratigraphien fehlen. Einer ersten Phase 1a weist B. die Gebäude in *opus reticulatum* zu, so die tonnengewölbten Räume an der Innenseite der Wehrmauer, die dank Wandmalerei- und Stuckresten sowie Mosaikböden als Wohnräume identifiziert werden können. Ebenfalls in dieser Technik sind mehrere langgestreckte Baracken im Lagerinneren ausgeführt, die Nord-Süd orientiert sind und zweifellos mehrstöckig waren. Da allerdings im Erdgeschoss keine Mosaikböden angetroffen wurden, könnte es sich hier um Stallungen gehandelt haben, während die Wohnräume vielleicht in dem oder den oberen Stockwerken untergebracht waren. Ebenfalls dieser Phase können zwei Flügelbauten neben der nord-südlichen Hauptachse des Lagers zugerechnet werden, deren Grundriss an *valetudinaria* erinnert. Einer Phase 1b weist B. das sog. Horreum im Südosten zu, das die Via sagularis, also die innere Straße entlang der Wehrmauer, blockiert. Die genaue Funktion des mit mehreren Kellergewölben ausgestatteten Baus ist unklar.

Phase 2 zeichnet sich durch eine Ziegelbauweise aus, in der mehrere West-Ost orientierte, gegenüber den älteren Baracken in der Achse also gedrehte, zweigeschossige Doppelbaracken errichtet wurden. Die Erdgeschossräume dienten hier sicher als Wohnräume. Im Vergleich zu provinziellen Lagern fehlen allerdings vorgelagerte Lagerräume, stattdessen öffnen sich die Wohnräume direkt in eine dem Gebäude vorgelagerte Portikus. Ebenso wie bei den Baracken in Phase 1a fehlen auch hier Kopfbauten, in denen üblicherweise die Offiziere untergebracht waren. Da in zwei dieser Baracken bipedale Ziegel verwendet wurden, die erst ab flavischer Zeit üblich werden, dürften diese Gebäude deutlich später als die Wehrmauer entstanden sein. Phase 3 dürfte noch einmal deutlich später zu datieren sein, da sie sich durch Reparaturen und wenige Spuren von Neubauten in *opus listatum* auszeichnet. Der Phase 3b ist ein Mosaikboden vor dem ursprünglichen Osttor zuzuordnen, der dieses zusetzt und daher nach der Einbindung in die aurelianische Mauer verlegt worden

sein muss. Eine genauere Korrelation der Phasen der Innenbebauung und der Wehrmauer scheint schwierig zu sein und wird von B. nicht versucht.

Nach Klärung der Phasen rücken Funktion und Infrastruktur des Lagers in den Blickpunkt. Da Hinweise auf Unterkünfte für Offiziere fehlen, dürften diese außerhalb gewohnt haben. Da auch keine größeren Getreidespeicher im Inneren festgestellt werden konnten, eine Grabenanlage vor der Mauer fehlt und die Wehrmauer zunächst dank ihrer niedrigen Höhe nicht sturmsicher war, wurde das Lager offensichtlich nicht als über Rom herrschende Festung oder zum Schutz gegen eine revoltierenden Bevölkerung konzipiert. In Relation zu Lagern in den Provinzen fällt ferner ein deutlich höherer Ausstattungsluxus in Form von Mosaiken und Wandmalereien in den Mannschaftsunterkünften auf.

Als nächstes wendet sich B. den Lagern der unter Trajan neu aufgestellten *Equites singulares Augusti* zu, die fortan als persönliche kaiserliche Leibgarde fungierten. Von dem ersten, in trajanischer Zeit zwischen Caelius und Esquilin errichteten Lager konnten bislang nur wenige Spuren untersucht werden, die B. knapp beschreibt, aber leider nicht in einem Plan zusammenfasst. Die in severischer Zeit erfolgte Verdoppelung der Mannschaftsstärke hatte die Errichtung eines zusätzlichen Lagers im Umfeld der heutigen Lateransbasilika zur Folge. Auch von diesem konnten bislang nur wenige Strukturen untersucht werden, die es B. aber immerhin ermöglichen, die Ausdehnung recht plausibel auf etwa 130 x 200 m zu rekonstruieren. Die Baracken waren zweigeschossig, in einem in der Forschung als Schola bezeichneten Gebäude darf, wie B. zeigt, zweifelsohne die *principia* erkannt werden. Umfangreiche Funde von Reliefs, Skulpturen, Inschriften und Bauornamentik zeugen von einer reichen Ausstattung. Das Ende beider Lager kam mit dem Sieg Konstantins, der die auf Seiten des Maxentius kämpfende Einheit auflöste und die Lager schleifen ließ.

Für die *peregrini*, also die aus den Provinzen nach Rom abgeordneten Soldaten, wurde spätestens im 2. Jh. n. Chr. auf dem Caelius ein eigenes Lager errichtet. Zu den baulichen Resten gehört ein sekundär in einen älteren Baukomplex eingebautes Mithräum, das unter der Kirche S. Stefano in Rotondo ergraben wurde. Ausdehnung und Innenbebauung des Lagers bleiben allerdings weitgehend unklar.

Die 6 n. Chr. primär als Feuerwehr gegründeten *vigiles* waren anders als die übrigen Einheiten ihrer Funktion entsprechend dezentral organisiert. Untergebracht waren sie in sieben *stationes*, die jeweils auf der Grenze zweier augusteischer Regionen lagen, und 14 *excubatoria*. Archäologisch nachgewiesen sind jedoch nur

zwei der ehemals 21 Standorte, was verallgemeinernde Überlegungen unmöglich macht.

Nur literarisch überliefert ist das Lager der unter Augustus aufgestellten germanischen Leibgarde, der *Germani corporis custodes*, die vermutlich in den *Horti Dolabellae* im heutigen Trastevere untergebracht waren, wozu die Lage der Gräber der Soldaten passen würde. Die Matrosen aus Misenum dürften aufgrund der Fundorte zweier Inschriften in der Nähe des Colosseums stationiert gewesen sein. Ihr Lager wird zudem auf einem nicht eindeutig positionierbaren Fragment des severischen Stadtplans genannt. Die Unterkunft der Flottensoldaten aus Ravenna dürfte dagegen eher im Transtiberdistrikt unweit der Naumachia Augusti gelegen haben. Als letztes wurde in aurelianischer Zeit ein separates Lager für die Stadtkohorten angelegt, das in der Nähe des *Forum Suarium* auf dem Marsfeld gelegen haben dürfte, von dem aber keine Reste bekannt sind.

In einer durch instruktive Karten unterstützten Synopse zeigt sich, dass sich die in Form von Lagern zentralisierten Truppenunterkünfte am Rand des augusteischen Stadtgebietes befinden. Sie liegen alle verkehrsgünstig, einige zudem auf erhöhten Positionen. Nach Errichtung der letzten Lagerbauten im 3. Jh. schließen sie das Stadtgebiet beinahe ringartig ein, was aber angesichts der langen Entwicklungsgeschichte nicht als einheitliche Planung missverstanden werden darf. Eine genauere Vorstellung von der Außenwirkung der Lager kann nach derzeitigem Forschungsstand lediglich anhand des Prätorianerlagers gewonnen werden, dessen Mauer zumindest in den frühen Phasen keinen allzu großen fortifikatorischen Nutzen gehabt haben kann. Zu Recht sieht B. daher in der Lagerumfassung „eine Art Attrappe, die in erster Linie dazu diente, das Militär und die Zivilbevölkerung voneinander zu trennen“ (101). Erst die Erhöhung der Mauer verbesserte den Schutz gegen Erstürmung, der freilich ohne vorgelagerte Gräben stets eingeschränkt blieb. Die Umfassungsmauer selbst war allem Anschein nach nicht verstuckt, wie es in den Provinzen gelegentlich nachzuweisen ist. Damit ergibt sich ein anderer ästhetischer Eindruck und wohl auch eine andere Semantik, insbesondere im Kontrast zum weißen Travertin und Marmor in der Stadt. Die sehr anregenden Überlegungen von B. hierzu verdienen eine weitere Vertiefung auf umfassenderer Basis.

Im Fokus des dritten Kapitels (111-158) stehen die Nekropolen und Grabdenkmäler. Eine Auswertung des mit 1600 relevanten Denkmälern aus mehreren unterschiedlichen Nekropolen sehr repräsentativen Befundes zeigt, dass die Grabdenkmäler der Soldaten häufig in kleinen Gruppen innerhalb größerer

Nekropolen auftreten, die parallel auch von Zivilisten genutzt wurden. Die ausgewählten Friedhöfe zeichnen sich häufig durch eine gewisse Nähe zu den jeweiligen Unterkünften aus. Einen in diesem Punkt abweichenden und zugleich aufschlussreichen Befund bildet eine Gruppe von 14 frühkaiserzeitlichen Gräbern, die zwölf Prätorianern und zwei *urbaniciani* gehörten und an der Via Cassia unweit der milvischen Brücke angelegt wurden. Alle hier Bestatteten sind etruskischer Herkunft, weshalb für die Grablege wohl bewusst die ins alte Etruskergebiet führende Straße gewählt wurde. Grundsätzlich ähnliche Beobachtungen hinsichtlich Verteilung und Nutzung gemischter Nekropolen lassen sich auch für die übrigen Einheiten machen, mit Ausnahme der *Equites singulares Augusti*.

Der folgende Blick auf die Denkmäler selbst offenbart für die ersten beiden Jahrhunderte einheitenübergreifend eine deutliche Vorliebe für schlichte Grabstelen mit halbrundem Abschluss, die neben der Inschrift, wenn überhaupt, nur einen Kranz als Dekor zeigen. Diese Zurückhaltung ist kaum mit mangelnden finanziellen Mitteln oder einem fehlenden Bedürfnis zur militärischen Selbstrepräsentation bspw. durch ganzfigurige Darstellungen zu erklären, da außerhalb Roms verstorbene Angehörige dieser Einheiten derartige Repräsentationsformen durchaus verwendet haben. B. schließt daher plausibel auf eine bewusste Zurückhaltung der Soldaten in den ersten beiden Jahrhunderten der Kaiserzeit, worin vermutlich ein Spiegel des offiziellen Bemühens um Zurückhaltung zu erkennen ist.

Einen in markanter Weise abweichenden Befund zeigen die Grabdenkmäler der unter Trajan aufgestellten *Equites singulares Augusti*. Alle 650 bisher bekannten Grabdenkmäler dieser Einheit stammen aus einer, allem Anschein nach nicht anderweitig belegten Nekropole im Bereich des dritten Meilensteins an der Via Labicana. Sowohl die Typologie der Denkmäler als auch das von Totenmahlszenen und Pferdevorfürungen dominierte Bildrepertoire lassen ein deutliches Bemühen um eine gewisse Uniformität bei gleichzeitiger Abgrenzung von anderen Einheiten erkennen. Aufschlussreich sind auch die Bildmotive selbst, da hier Mahldarstellungen als typisches Element der stadtrömischen Sepulkralkunst mit einem klar aus den Rhein- und Donauprovinzen mitgebrachten Motiv, der Pferdevorführung, kombiniert werden. Wird bereits in dieser charakteristischen und eigenständig entwickelten Grabrepräsentation ebenso wie in der exklusiven Nutzung der Nekropole eine starke Gruppenidentität deutlich, belegen die Inschriften, in denen als Steinsetzer beinahe ausschließlich andere Angehörige der Einheit auftreten, zudem noch eine äußerst geringe Vernetzung mit der zivilen Bevölkerung ebenso wie mit den anderen stadtrömischen Einheiten.

Eine einheitenübergreifende Veränderung der Grabrepräsentation ist für das späteste zweite und dritte Jahrhundert festzustellen, indem nun zunehmend mehr ganzfigurige Darstellungen der Toten in eindeutig erkennbarer militärischer Tracht begegnen. In diesem deutlich selbstbewussteren Auftreten sieht B. wohl zu Recht eine Folge der severischen Eingriffe in das stadtrömische Militär.

Abgerundet wird das Buch durch eine prägnante Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse sowie mehrere Register und tabellarische Anhänge. Einen Katalog der behandelten Denkmäler sucht man in der Druckfassung hingegen vergeblich. Es ist unter dem Eindruck steigender und kaum noch finanzierbarer Druckkosten gut verständlich, dass das DAI insbesondere in seiner Palilia-Reihe dazu übergegangen ist, Kataloge online über die Bild-datenbank Arachne zur Verfügung zu stellen. Dass zur Nutzung stets ein Internetzugang zur Verfügung stehen muss, mag dem ein oder anderen lästig oder gar hinderlich erscheinen, wird in Zukunft aber wohl für immer weniger Nutzer ein Problem darstellen. Beigelegte Datenträger sind dagegen deutlich weniger zukunftssicher. In der Umsetzung besteht allerdings durchaus noch Verbesserungsbedarf, da zur Zeit (Juli 2012) der bei B. beschriebene (10), gezielte Zugang zum Onlinekatalog über den Menüpunkt „Publikationen“ in Arachne schlicht nicht existiert. Sucht man manuell nach den im Text genannten Katalognummern, findet man die Objekte immerhin, leider jedoch oftmals ohne zugehöriges Bild. Die Nutzbarkeit des Kataloges, der die erhebliche von B. geleistete Arbeit als Forschungsstand für weitere Forschungen zur Verfügung stellen sollte, ist somit (noch?) recht eingeschränkt. Es bleibt zu hoffen, dass die Beteiligten einen Weg finden, das zweifellos vorhandene Bildmaterial auch tatsächlich zeitnah zur Verfügung zu stellen.

Abgesehen von diesem kleinen, sicher noch zu behebenden Wermutstropfen hat B. mit ihrer Dissertation ein differenziertes und dank klar nachvollziehbarer Methodik über weite Strecken sehr überzeugendes Gesamtbild zur Präsenz und Wahrnehmung militärischer Einheiten im kaiserzeitlichen Rom vorgelegt, das sich für künftige kultur- und sozialgeschichtliche Forschungen zum kaiserzeitlichen Militär als äußerst nützlich erweisen wird.

Dr. phil. Kai M. Töpfer
Institut für Klassische Archäologie
Marstallhof 4
D-69117 Heidelberg
E-Mail: kai.toepfer@zaw.uni-heidelberg.de